D.E.S.

RP65-2

Kriegslesestücke.

2. Teil.

Anhang zum Lesebuch für lippische Schulen.



LIPPISCHE LANDESBIBLIOTHEK DETMOLD

S. 1917. 526

Detmold 1917
Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung
(Max Staercke).

LP 65-2

Inhalts-Verzeichnis.

† Stoffe für die Mittelstufe, * Gedichte.

Seite

I. Von Kriegshelden und Kriegstaten.

1 †*Und der Fürst sprach . . G. v. Eppstein 5
2 Der Geist unseres Heeres. Walter Bloem 5
3 Gesang des deutschen Heeres. Emanuel Geibel 8
4 *Lippers Kriegslied. H. Hirschberg . 9
5 Der Kaiser an Heer und Marine . . 10
6 *Werdet stahlhart! G. Schlipköter . . 10
7 Warum kämpfen wir noch? Traub . 11
8 †Wofür sie sterben und bluten. Krausbauer 12
9 †*Posten. Franz Langheinrich . . . 15
10 Staatssekretär von Jagow über den Krieg 15
11 †Kriegsworte des Generals Ludendorff 17
12 Im Trommelfeuer an der Somme . 17
13 *Massengrab. Max Barthel . . . 20
14 Die Lipper am Hartmannsweilerkopf . 20
15 †*Dem gefallenen Kameraden . . . 21
16 Russenstürme an der Ostfront . . . 22
17 *Heldenverehrung. Rud. Herzog . . 25
18 Das harte Ringen bei Görz 26
19 Der Kampf um die Dardanellen. Kriegschronik des Daheim 27
20 Der entscheidende Sieg am Argesul . 30
21 *Der Kaiser im Schützengraben. M. Bewer 31
22 Der Kaiser in amerikanischen Augen. Oswald Schütte 33
23 Worte zweier Kronprinzen und Heerführer 36
24 Depeschenwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und Fürst Leopold 37
25 †Ein Festtag der Lipper in Feindesland. L. v. Collani 38

Seite

26 Hohe Auszeichnung Hindenburgs . . 41
27 *Siegesjubel. Hans Schliepmann . . 42
28 Feindesland in deutscher Hand . . . 43
29 *Bekenntnis. Wilh. Oesterhaus, Detmold 46
30 *Wir sind auf der Wacht. Karl Rosner 47
31 Die Seeschlacht vor dem Skagerrak . 48
32 Nach dem Seesieg vor dem Skagerrak 56
33 †*Deutsches Soldatenlied. H. Löns . 58
34 Schiffsjungeneinstellung bei der Marine 59
35 Graf Zeppelin 60
36 Boelcke und Immelmann 61
37 †Deutsche Flieger über Dünkirchen . . 65

II. Von Kriegsschauplätzen und Kriegsmitteln

38 Das neue Königreich Polen 68
39 In den Siebenbürger Pässen. Ad. Zimmermann 70
40 In Rumäniens Petroleumgebiet . . . 73
41 Der Einzug in Bukarest 74
42 Bei unsern bulgarischen Bundesbrüdern E. Trebesius 75
43 Bagdad 78
44 Vom Etappenmagazin 80
45 †Eine Telegraphenleitung im feindlichen Feuer angelegt 82
46 Die Telephonzentrale der Schlacht. W. Scheuermann 84
47 †Gasbelästigung. W. Scheuermann . 87
48 Munition und deutsche Wissenschaft. Bernhard Frei 88
49 †Was ist ein Torpedo? O. K. . . . 90
50 An die Kriegsarbeiter 93
51 †Klein-Solveig im U-Boot 94
52 Das Handelsunterseeboot Deutschland. Ill. Ztg. 97

Seite

53 Was ist eine Schiffstonne? 100
54 †Was wird aus den versenkten Schiffen? Ill. D. Flottenkalender 103
55 Der Kriegsverlängerer. M. Z. . . 104
56 †Im Goldkeller der Reichsbank . . . 107
57 Washingtons Schwert. Fr. Müller . 109
58 Ein amerikanisches Urteil über Wilson 111

III. Von Kriegsfolgen und Kriegsfürsorge.

59 Jetzt gilt's! Walter Bloem . . . 113
60 †Mahnworte an die Daheimgebliebenen 115
61 Ernährungsfragen im Reichstage . . 116
62 †*Deutsche Mahnung. Friedrich Fuchs . 117

Seite

63 Das Fürstliche Konsistorium an die evangelischen Gemeinden 117
64 *Eiserne Zeit. Ernst Weißbrodt, Lemgo 120
65 Der Kaiser bei den Feldgeistlichen . . 121
66 Die Kaiserin im Lazarett. Daheim . 122
67 †Züge aus dem Leben unseres Fürsten 125
68 †Unsere Fürstin im Weltkriege . . . 128
69 Das Gedenkblatt unseres Fürsten . . 129
70 *Lied der Zurückgebliebenen. Borries Frhr. v. Münchhausen 130
71 Durchhalten und siegen. Von Hermann Priebe 131
72 *Dann! Richard Fischer 134

I. Von Kriegshelden und Kriegstaten.

1. Und der Fürst sprach . . .

Und der Fürst sprach: „Kinder, zieht ins Feld,
geht mit Gott und zielt mit sich'rer Hand,
denkt: Ihr seid der Heimat starker Schutz,
denkt: Ihr zieht fürs teure Lipperland!"

Viele Brüder zogen in das Feld;
weinend ließ sie ihre Mutter gehn;
Vater zog sie stolz an seine Brust,
um mit Tränen ihnen nachzusehn.

Zwei, auch dreie gab so manches Haus,
das heut' einsam ohne Sonne steht.
Teure Toten, liebe, heil'ge, ihr:
Eure Namen flüstern ist Gebet.

Georg von Eppstein.

2. Der Geist unseres Heeres.

Von Walter Bloem, Hauptmann im Felde.

Zwei und ein viertel Jahr nun, siebenundzwanzig lange, harte Monate — und immer noch derselbe Geist, immer noch.

Es ist längst nicht mehr das alte Heer. Von den Führern wie von den Mannen, die in der ersten Augustwoche 1914 hinausstürmten, den Feind von der Heimat Marken zu scheuchen — wie wenige findest du noch! Ein neues Geschlecht von Streitern ist erst mitten im Kriege herangezogen worden. Von unseren Rekruten hatte schon mancher graues Haar und nicht mehr ganz jugendlich gelenke Knochen, als er zum ersten Male lernen mußte, was

„Stillgestanden!“ und was „Weggetreten!“ bedeutet. Es wurde vielen nicht leicht, alles das zu üben, was in den werdenden Soldaten hineingebracht und was aus ihm herausgeholt wird. Es wäre wohl wünschenswert, vielleicht aber kaum durchführbar, festzustellen, wieviele vom Hundert der deutschen Krieger, welche die Front des dritten Kriegswinters bilden, schon vor dem Kriege Soldaten waren. Dann erst würden wir sie ganz erkennen, die überwältigende Hingabe unseres Volkes an seinen heiligen Errettungskrieg: wenn wir sähen, wie ungeheuer viele unter den Kämpfern von heute erst im Kriege Soldaten wurden, zum Teil auf ihre alten Tage. Nicht der altgediente, gelernte Soldat, sondern der junge Ersatzrekrut und der graue Landsturmmann, die haben's am schwersten in diesem Kriege.

Und dennoch: auch sie durchströmt und durchläutert der Geist, der eine, wunderbare Geist unseres Heeres!

Seht sie euch an, die wetterharten Gesichter unter unserm prachtvollen neuen Stahlhelm, in ihren geflickten, verdreckten, verblichenen Mänteln, im schweren Schritt ihrer klobigen Nagelstiefel — seht sie euch an! Aus dem einen und gleichen knorrigen Eichenholz geschnitzt, so stehn sie in Reih und Glied, und sind doch so unendlich verschiedenen Wesens von Haus aus, wie eben die hundert Stände und Klassen eines hochentwickelten, reichgegliederten Volkes! Aber weit hinter sich haben sie gelassen, was daheim sie unterschied und trennte. Hier gilt nur eine Tüchtigkeit: die soldatische; hier gibt's nur einen Beruf: den Feind in den Staub zu zwingen!

Ein hartes Handwerk, das sie treiben, nun schon jahrelang! Wie viele sind denn unter ihnen, die im Frieden imstande gewesen wären, das Blut eines Mitmenschen zu vergießen, und wär's der bitterste Widersacher gewesen? Und nun schleicht man auf Patrouillen durch Hecken und Schlüfte, kauert in Granattrichtern, lauert an Drahtverhauen, um den achtlosen Gegner kampfunfähig zu machen: — nun hockt man am Maschinengewehr und leitet mit scharfem Blick, mit harter Faust den todausspritzenden Feuerstrahl in anstürmende Feindeshaufen.

Und dabei im Herzen noch immer der gleiche Schlag: der unsäglich gutmütige, friedfertige, heimwehkranke deutsche Mann, der nichts heißer ersehnt als dies: zurückkehren zu dürfen so schnell wie möglich zu Weib und Kind, an die Hobelbank und an den Pflug, an die Maschine und an den Bergwerksstollen — zum Heim und zur Arbeit! Wer von uns wußte denn vordem so recht, was das beides ihm, uns allen bedeutete? Wir wissen's, wir, die wir es entbehren müssen ins dritte Jahr nun schon, um euretwillen, die ihr daheim jammert, weil ihr keine Butter habt, und euch befehdet in erbärmlichen Fehden, während wir Schulter an Schulter euch verteidigen wider den Ansturm der Welt!

Und nicht allein die Kämpfer, die Gewehre und Handgranaten führen, die das Geschoß ins Rohr des Mörsers wuchten — sie nicht allein sind's, die mit ihren Leibern die Heimat decken. Seht die Kolonnenführer in ihren kotbespritzten Pelzen, hoch auf dem Kutschbock, die Pfeife im Munde, die Schirmmütze über dem verwetterten Gesicht —! Geduldig fahren sie Tag um Tag, Nacht um Nacht in Glut und Schnee, in Dreck und Sturm, damit die Kanone nicht des stählernen Fraßes, der Magen der Kameraden nicht des wärmenden Essens entbehre! Und wie unzählige von ihnen hat in ihrer stillen, unscheinbaren Arbeit die überfliegende Kugel gefaßt, die Granate zerrissen! Seht die geschickten Hände der Krankenpfleger, die mitten im Kugelschauer die wunden Kameraden verbinden, seht die wackeren Schipper, die waffenlos zwischen einhauenden Granaten Stellungen bauen als Rückhalt der vordersten Linie — seht sie alle, alle, die scheinlos, ungenannt, ungeehrt, unbekreuzt mitschaffen am heiligen Werk der Rettung des Vaterlandes!

Ja, die Rettung! Nicht um Ruhmes und Ländergewinns willen sind wir ausgezogen, Gott weiß es. Aber um der Not des ringenden Vaterlandes willen sind wir tief in die Länder unserer Widersacher eingedrungen, haben sie mit unserem Blute gedüngt, haben viele hunderttausend Kreuze hier draußen errichtet über den Gräber unserer lieben Toten. Ist das ungeschehen zu machen? Kriegsrecht bleibt Kriegsrecht. Doch hiervon zu reden ist noch nicht

der Tag. Der Feldgraue will nicht erobern, aber was er mit dem Schwert errang, das wird er nicht räumen ohne Sinn und Gewinn.

Alles hat der Soldat hinter sich geworfen, alles, woran seine Seele hing und hängt in schmerzlicher, verlangender Liebe. Er weiß, es muß sein — wenn ihm nicht dies alles besudelt, geschändet, zertreten werden soll. Millionen sind's, die also denken, also tun.

Heimat, du bist in guter Hut!

3. Gesang des deutschen Heeres.

Wir fragen nichts nach Ruhm und Glanz,
die sind gar bald verdorben.
Uns hat die Not des Vaterlands,
die harte Not geworben.
Für Weib und Kind, für Haus und Herd
zücken wir das scharfe Schwert,
zu siegen oder sterben.

Komm' an denn, Feind, wenn deutsches Mark
zu spüren dich gelüstet!
Hier steht ein Volk, in Eintracht stark,
in Gottes Kraft gerüstet.
Schmett're, Kriegsposaunenklang!
Brause, brause, Schlachtgesang!
Hier deutsches Reich für immer!

Emanuel Geibel.

4. Lippers Kriegslied.

(Singweise: Heil Dir im Siegerkranz.)

Heil Dir, Fürst Leopold!
Wie eitel Sonnengold
liebt Dich Dein Land.
Des Fürstentumes Zier
sieht jeder Mann in Dir,
der seine Heimat schützt,
den Werreſtrand . . .

Ob wir am Balkan stehn —
ob wir durch Welschland gehn,
in Ost und West
schlägt Deiner Söhne Herz
wie Stahl und Eisenerz
dem Lipperlande zu
in Treue fest!

Wo Hermanns Denkmal steht,
gelb-rot die Fahne weht
durch lippsche Flur,
wo hell Dein Hifthorn hallt
im Teutoburger Wald,
stets grüßt des Kriegers Sinn
die Heimat nur . . .

Lippische Rose, blüh!
Lippisches Blut erglüh
für Heim und Herd! —
An solcher Wehr und Wacht
splittert der Feinde Macht:
Am nie bezwungnen Hort,
dem deutschen Schwert.

Heil Dir, Fürst Leopold!
Bleibe uns gnädigst hold
und zugetan.

Das macht uns stolz und stark,
und echtes deutsches Mark
sei unf'res Dankes Sold,
Fürst Leopold!

Dr. Herbert Hirschberg (1. I 98).

5. Der Kaiser an Heer und Marine.

An mein Heer und meine Marine!

Im Verein mit den Mir verbündeten Herrschern habe ich unsern Feinden vorgeschlagen, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten.

Die Feinde haben meinen Vorschlag abgelehnt. Ihr Machthunger will Deutschland vernichten.

Der Krieg nimmt seinen Fortgang.

Vor Gott und der Menschheit fällt den feindlichen Regierungen allein die schwere Verantwortung für alle weiteren furchtbaren Opfer zu, die Mein Wille euch hat ersparen wollen.

In der gerechten Empörung über der Feinde anmaßenden Frevel, in dem Willen, unsere heiligsten Güter zu verteidigen und dem Vaterlande eine glückliche Zukunft zu sichern, werdet ihr zu Stahl werden.

Unsere Feinde haben die von Mir angebotene Verständigung nicht gewollt.

Mit Gottes Hilfe werden unsere Waffen sie dazu zwingen.

Großes Hauptquartier, den 5. Januar 1917.

Wilhelm I. R.

6. Werdet stahlhart!

„Werdet wie Stahl!" Dies Kaiserwort
flammt durch die Lande von Ort zu Ort!
Es braust durch die Hütten, durch Schloß und Haus,

wie ein Sturmlied durch der Zeiten Gebraus!
Es klingt so fest, voll Kraft, voll Macht,
wie ein Donnerschlag durch die schweigende Nacht,
es rauscht mit den Wogen durchs weite Meer,
wie ein Treuschwur hallt's durch das kämpfende Heer!
Wir werden stahlhart!

„Werdet wie Stahl!" Dies Kaiserwort
braust durch die Herzen in vollem Akkord!
Stahlhart das Schwert bis zum letzten Tag!
Stahlhart die Faust zum schmetternden Schlag!
Stahlhart das Auge zu Gott gewandt!
Stahlhart die Herzen fürs Vaterland!
Stahlhart der Wille zum herrlichen Sieg!
Stahlhart wir alle im heiligen Krieg!
Wir bleiben stahlhart!

Gustav Schlipköter.

7. Warum kämpfen wir noch?

Wir kämpfen noch, nicht weil wir es wünschen, sondern weil wir müssen.

Wir haben den Kampf nicht gewünscht; wir mußten ihn auf uns nehmen. Des Kaisers Wort ist wahr wie Erz: „Wir haben den Krieg nicht gewollt." Tausende vergaßen es, daß Rußland 1914 unsere Reichsgrenzen überschritt und uns angriff. Hätten wir den Krieg gemacht, wir hätten's — weiß Gott! — anders angefangen und wären dann nicht in solche Ernährungsschwierigkeiten geraten. Aber wir mußten und müssen noch heut. Wir verteidigen unsere Grenzen dank unseren tapferen Truppen nicht am Rhein und an der Weichsel, aber an der Düna und an der Somme. Auch dort ist es der Kampf um unser Leben, um unser Sein oder Nichtsein.

Wir wünschen den Kampf auch heute nicht; aber wir müssen ihn tragen. Es ist ein Irrtum, zu meinen, der Feind

würde lächelnd uns die Friedenshand reichen, wenn wir rasch Belgien und Kurland herausgeben würden. Dieser Wahn ist eine entsetzliche Gefahr für unser Denken und Handeln. Die Feinde wollen etwas ganz anderes; denn sie sind keine Gegner, sondern entschlossene wirkliche Feinde. Sie wollen unsere Kraft vernichten. Deutschland soll niedergezwungen werden; darin sind sie alle einig, der englische Lord und der englische Arbeiter, die französischen Minister, Sozialisten und Friedensfreunde, die Russen und Italiener. Wir sollen in den nächsten hundert Iahren zu unsern eigenen Schulden auch noch die der sämtlichen andern Völker tragen. Dazu sollen wir unsere Schiffe und Kohlen, unser Eisen und Brot, unsere Eisenbahnen und Banken verpfänden. Auch Land und Boden sollen wir verlieren. Wir sollen so ähnlich werden wie einst die Juden in Ägypten: Fronende, Hörige. Der einzelne russische Bauer, der dir jetzt als Gefangener deine Garben drischt, würde vielleicht einen milderen Frieden schliefzen, vielleicht auch nicht; aber er macht den Frieden nicht. Den schliefzen London, Paris und Petersburg, vor allem aber London. Und London will uns niedertreten, wie es einst die Macht von Spanien, Holland und Frankreich nicht geduldet hat. Dann ade du guter Arbeitslohn, du freie Volksschule, du saubere Arbeitskleidung. Dann geht's uns wie nach dem Dreifzigjährigen Krieg, und manche unserer Städte tragen noch heute jene Narben. Weil wir das nicht wollen, darum kämpfen wir noch.

D. Traub.

8. Wofür sie sterben und bluten.

Von Theodor Krausbauer.

Im Kretscham (Gasthof) safzen sie, — all das Mannesvolk, das nicht zu den Fahnen eingerufen war. Und auch ein paar Kurgäste waren darunter — und ein Feldgrauer, der für ein paar Wochen auf Heimurlaub war.

Und von nichts sprechen sie als vom Krieg, und daſz Italien und Rumänien uns noch den Krieg erklärt hätten, und nun wär auf Iahr und Tag noch kein Ende abzusehen.

Aber die Schlesier, die die Russen aus Polen und Galizien vertrieben hätten, meinten sie, würden nun auch wohl ihre Schuldigkeit tun und auch mit den Rumänen fertig werden. Und einige wollten gar wissen, es stünden schon welche an der rumänischen Grenze.

Zuguterletzt meint einer der Kurgäste, der sich schon eine geraume Zeit zur Kur im Ort aufhielt und auch recht oft her in den Kretscham kam, das wär' ja alles gut und wohl; aber er möchte doch mal wissen, wofür denn eigentlich all das Bluten und Sterben wär'? —

„Guter Freund", sagt da unser Feldgrauer zu ihm, „Ihr seid wohl noch niemals droben auf dem Dresterberg gewesen, sonst, mein ich, müſztet Ihr's wissen, wofür es ist."

„Wieso denn?" fragt da der Kurgast.

Sagen könnte man das nicht, gibt der Feldgraue zur Antwort. Das müſzte man schon sehen.

Und wenn er Lust hätte, wollte er's ihm droben zeigen — am nächsten Morgen, in aller Herrgottsfrühe, wenn die Sonne hinter den Bergen heraufkäme, — oder sollte ihm das zu zeitig sein, so um 7 oder 8 Uhr.

Und weil's gerade Sonntag wäre, käme vielleicht dieser oder der von den Nachbarsleuten mit.

Es verlohne sich schon, wie sie ja wohl wüſzten, öfter auf den Dresterberg zu gehn, — und in dieser schweren Zeit erst recht.

Erst hat unser Kurgast gemeint, das Steigen könne ihm an seiner Gesundheit schädlich sein, denn bei seiner Kur sei die Ruhe die Hauptsache.

Aber wie er die spöttischen Gesichter der anderen sieht, da sagt er doch zu und ist dann auch am anderen Morgen um acht zur Stelle und mit unserem Feldgrauen und ein paar seiner Nachbarsleute hinauf gewandert in die Berge.

Das Steigen ist ihm anfangs blutsauer geworden. Und jeden Augenblick bleibt er stehen und stöhnt und klöhnt, sein Herz würde hinterher aller Voraussicht nach einen bösen Schaden von seiner Torheit haben.

Unser Feldgrauer, der das Gejammer und Getue zuguterletzt nicht mehr mitanhören kann, meint, er könnte es mit dem Steigen ja ganz und gar halten, wie er's für gut finde und je nach Belieben auf der Stelle umkehren.

Den Heimweg würde er ja nicht verfehlen; der führe immer rechter Hand in den Fichten hinunter. — Nun weiſz ich nicht, hat er den Spott der anderen gefürchtet, oder hat ihn etwas anderes angetrieben, dem sich letzten Endes doch kein Gemüt verschlieſzen kann — bei Sonnenschein droben in den Bergen —, er ist weiter gewandert und mit hinaufgestiegen.

Und es ist ein Morgen gewesen, wie er für unsers Herrgotts Sonn- und Feiertag nicht hat schöner sein können. Eine erquickende Luft kommt über die Höhen und streicht um die Wipfel der Tannen, und die Heide blüht, die rote Heide. . . .

Und wie sie nun auf den Berggipfel kommen, da verscheuchen just die Sonnenstrahlen den Nebel, der drunten weithin im Tale liegt, und ein klarblauer Himmel spannt sich über das ganze Land, und die Sonntagsglocken klingen herauf, und übers weite, weite Land zerstreut grüſzen von Nah und Fern die Weiler und Dörfer und Städte mit ihren Dächern und Häusern und Kirchen.

Und es ist, als ob sie alle ihr Sonntagskleid angetan hätten, so schmuck sehen sie aus.

Und „dort, dort — ist meines Vater Haus und mein Heim", sagt unser Feldgrauer und deutet in die Ferne.

„Und hier ist mein," sagt dieser und der andere — und zeigt's. — — Und dann werden unsere Schlesier still, gar so eigen still — und entblöſzen das Haupt, und „lieber Herrgott", sagen sie, „schütz' uns unsere Heimat und unser vielliebes Schlesierland!"

Und der Kurgast? — — —
Er spricht kein Wort. — — —
Aber seine Blicke tun's kund: nun weiß er, wofür die bluten und sterben.

9. Posten.

Ich stehe vor dem Feind auf Wacht
Der erste Reif fällt diese Nacht.

Der löscht an meiner Liebsten Haus
wohl manche schöne Blume aus. —

Die blanke Waffe fest zur Hand
späh ich hinaus ins dunkle Land.

Dort liegen Blumen kalt und tot;
die blühten früh noch frisch und rot.

Der scharfe Frost, der sie geknickt,
er hat auch mir ins Aug' geblickt!
Mein Leben liegt in deiner Hand,
mein Vaterland.

Franz Langheinrich.

10. Staatssekretär von Jagow über den Krieg.

Wir wissen es nun aus Greys eigenem Munde, England geht darauf aus, Deutschland niederzuschlagen und zu vernichten. Es war ein offenes Eingeständnis. Die Welt kennt nun Englands Beweggrund zu diesem Kriege, wie wir ihn längst gekannt haben. Greys Rede stellt eine erneute Kriegserklärung dar. Sie bedeutet Krieg bis aufs Messer. England will es so! Wir nehmen diesen Kampf auf, und wenn diese Menschenschlächterei

ohne Ende fortdauert, so mag die Welt die Schuld dort abladen, wo sie hingehört, vor der Tür Englands, das diesen Krieg ins Werk gesetzt und angestiftet hat. Greys Worte mögen ein harter Schlag für alle diejenigen sein, die einige Hoffnung zu haben meinten, den Frieden zustande zu bringen. Grey kündigt an, daß England nicht eher aufhören will, als Deutschland völlig zu Boden geworfen ist. . . . Wir sind ihm dankbar dafür, daß er vor der Welt Englands Beweggrund und Ziel offen eingestanden hat. Glaubt denn jemand, der Englands Geschichte kennt, auch nur einen Augenblick, daß England für selbstlose Ziele kämpft? **England,** das Tausende von Frauen und Kindern hungern ließ, um die britische Herrschaft über die freien B u r e n auszudehnen, **möchte** jetzt Deutschland in ein großes Konzentrationslager verwandeln, und, wenn es das könnte, **Hunderttausende deutscher Frauen und Kinder zum Hungertod verdammen,** alles, um Deutschland auf seinem Wege niederzuwerfen.

Vor dem Schreckensworte Hunger erbleicht England nicht. Es hat zu oft den Schrei der vielen Tausende gehört, die unter der britischen Flagge in I n d i e n Hungers gestorben sind. Der Hunger ist Englands Lieblingswaffe, um zu unterwerfen und in Unterwerfung zu halten. . . . England hat keinen Nebenbuhler zur See geduldet. Meint man in Amerika, daß England mit Zustimmung oder besonderer Freude eine große amerikanische Flotte entstehen sehen wird? Will das amerikanische Volk sich in diesem Punkte fremde Befehle eher gefallen lassen als Deutschland? Ich glaube nicht, aber wir wollen die Antwort der Geschichte abwarten. Trotz allem Gerede und allen Ableugnungen zeigen Geschichte und Tatsachen,

daß England den Bau jedes Schlachtschiffes als Drohung gegen sich selbst betrachtet und Krieg führen wird, um den Nebenbuhler niederzuwerfen, sobald ein Volk mit fortgeschrittenen Methoden den englischen Handel auf dem Weltmarkte bedrängt.

11. Kriegsworte des Generals Ludendorff.

„In dem, was wir uns erkämpft haben und noch erkämpfen werden, liegt die beste Gewähr für den Frieden, nicht in dem, was wir darüber reden."

Beim Empfang von Kriegsberichterstattern, 16. Dez. 1915.

„Ein fester Wille schafft sich sein Schicksal selber."

„Übermacht und Gefahr existieren nur für den Schwachen. Wer das Verhängnis anklagt, sollte lieber sich selbst anklagen."

„Es gibt nur ein sicheres Mittel, den Krieg abzukürzen. Das ist der feste Wille, ihn siegreich zu beenden."

„Die letzte Entscheidung wird nicht durch die Granaten herbeigeführt, sondern durch den Geist — den Geist der Soldaten."

Zu einem Wiener Berichterstatter, Oktober 1916.

12. Im Trommelfeuer an der Somme.

Was den ganzen Kämpfen seinen Stempel aufdrückt, sind die ungeheuren Artilleriekämpfe. Ein Rollen, Zittern und Grollen wie bei einem Erdbeben, wir sagen immer, wie Maschinengewehrfeuer. 20 Kilometer hinter der Front zittern noch die Fensterscheiben und Hauswände. Mein Ruhequartier wackelt schon seit Stunden fortgesetzt. Man geht in Stellung. Der Führer ist

genau über den Weg unterrichtet. Dort geht es über Sturzäcker, dann durch Laufgräben, ein Stück über die Landstraße. Diese Stelle ist bekannt für Schrapnelle, jene für Granaten. Sie werden umgangen, oder wo es sich nicht vermeiden läßt, schnell übersprungen. So bewegt man sich drei bis vier Stunden. Kommt man in zu heftiges Feuer, so sucht jeder Schutz in einem Granattrichter. Man wird zum reinsten Indianer. Man schleicht, kriecht, läuft, was das Zeug hält.

Es kommen die zwei letzten Kilometer vor der Stellung. Unaufhörlich steigen an der Front Leuchtkugeln hoch. Rechts und links, wo man hinsieht, Loch, an Loch, vom kleinsten bis zum größten Kaliber, in das sich bequem 10 bis 14 Mann legen können. Durch Volltreffer zerstörte Wagen sperren den Weg. Dort liegt ein Toter. Keiner hat Zeit, ihn zu begraben, den auf dem Marsch die Kugel ereilte. Das Gewehr noch in der gekrampften Hand, liegt er auf dem Gesicht. Tornister, Granaten, Helme, Ausrüstung und Waffen jeder Art sind zerstreut. Gehöfte liegen in Schutt, nur ein Balken ragt gespenstig in den Mond. Neben einem Baumstumpf träumen die abgeschossenen Äste von längst erloschenem Leben. Da, ein Aufblitzen! Scheinwerfer — und schon laufen die Geschosse herein. Kein Mensch ist bei schärfstem Hinsehen zu erkennen. Alles liegt wie tot.

Und dann geht es weiter zum vordersten Graben. Lautlos übernimmt ein jeder den Platz, den Kameraden tagelang schon bewacht haben. Es ist Ablösung. Keine Sekunde, aber auch wirklich keine Sekunde, wo nicht ein Artillerieschuß fällt. Es wird hell. Der Feind setzt mit Trommelfeuer ein. Man sieht nichts mehr. Die ganze Luft ist von grauem und schwarzem aufgewirbelten Staub erfüllt. Ununterbrochen pfeifen „eiserne Vögel" in der Luft, um beim Aufschlagen auf den Boden in tausend Fetzen Verderben zu bringen. Von dem Schützengraben ist schon nichts mehr als eine Mulde übrig. Die Eingänge der Unterstände sind verschüttet. Mit dem Spaten arbeitet sich ein jeder heraus.

Die Artillerie hat ihr Feuer weiter nach hinten verlegt. Die Flieger versuchen, unsere Leute mit dem Schießen in den Deckungen zu halten. Aber wir wissen Bescheid. Schon beginnt unsere Rache für das Trommelfeuer. Handgranaten fliegen zu Hunderten in die Reihen der Anstürmenden. Maschinengewehre tacken dazwischen. Verabredete Leuchtzeichen fliegen hoch, und schon beginnt unsere Artillerie mit Sperrfeuer. Ein Bild voll grausiger Schönheit! Der Gegner ist zurückgeworfen.

Eine neue Methode erfand er, um unseren eisernen Wall zu durchbrechen. Keine Artillerievorbereitung. Noch ist es kaum Tag geworden. Der Posten macht eine Meldung. Im ersten Augenblick hält man es nicht für möglich. Wir stürzen heraus und sehen's mit eigenen Augen: Bis auf 200 Meter führt der Gegner mit Autos neue Truppen an unsere Linien heran, um sofort anzugreifen. Tollkühn, aber er wird zurückgeschlagen. Die Auto-Motorpflüge werfen Gräben aus, bis ihnen unsere 21 Zentimeter-Mörser ein Ziel gesteckt haben. Es klingt unglaublich. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen.

Und nun das letzte Bild. Ein Erlebnis meiner Kompagnie. Noch sind es keine 24 Stunden her. Halb 12 nachts ist es; geringes Artilleriefeuer. Wir sitzen im Unterstand, schlafen konnte ich nicht. Es lag mir etwas in den Nerven. Ich wußte es, obwohl es mir von andern abgestritten wurde: heute nacht greifen sie an. Da, ein schriller Pfiff vom Posten 6 und schon fliegen zwei feindliche Handgranaten in meine Kompagnie. Alles stürzt heraus. Die Maschinengewehre rasen los. Leuchtkugeln erhellen das Gelände taghell. Aber durch den Rauch der Handgranaten ist nichts zu sehen. Dort schreit einer auf, der getroffen ist. Einige Meter von mir schlagen sie ein. Ich bleibe verschont. Zwanzig Minuten dauert das Theater, und schon kann ich dem Bataillon melden: „Feindlicher Angriff glatt abgeschlagen!" Diese Freude! Nur mein Abschnitt war angegriffen worden. In all dem Grausigen ist doch so viel Erhebendes, was die Haltung der Mannschaften angeht.

13. Massengrab.

Der Bruder Tod macht alle gleich,
die Erde ist sein mächtig Reich.
Er stammt aus Nacht und flammt im Licht,
er baut sein Schloß, wenn alles bricht.

Der Tag verglomm in Dampf und Glut.
Du kühle Erde, kühlst uns gut!
Auf Glück und Leid, auf Lust und Streit
folgt Ewigkeit.

Vielhundert liegen hier verstummt,
in fremde Erde eingemummt.
Sie schlafen tief, aus ihrem Traum
erwächst der grüne Freiheitsbaum.

Max Barthel.

14. Die Lipper am Hartmannsweilerkopf.

Am 21. Dezember 1915 meldete der deutsche Tagesbericht, daß uns die Franzosen nach einer überwältigenden artilleristischen Vorbereitung und mit einer gewaltigen Übermacht den Hartmannsweilerkopf entrissen hätten. Aber verheißungsvoll kündete dieser Tagesbericht der Obersten Heeresleitung gleichzeitig an, daß die Vorkehrungen zur Wiedereroberung in die Wege geleitet seien. In der lippischen Heimat haben wir in jenen Stunden mit Bewegung und bangem Erwarten den kommenden Tagen entgegengeschaut. Wußten wir doch alle, daß unsere Lipper dazu berufen sein konnten, den Hartmannsweilerkopf wieder zurückzuerobern. Als dann am darauf folgenden Tage bereits die oberste Heeresleitung melden konnte, daß die Kuppe wieder genommen sei, und dem Siegespreis weit über 1500 französische Gefangene hinzugezählt werden konnten, da war es nicht nur Siegesstimmung, sondern auch unauslöschliche Dankbarkeit und Bewunderung, die uns für

die Taten unserer lippischen Wehrmänner und ihrer Kameraden erfüllte. Ins altersgraue Schloß zu Detmold kamen die Berichte der Brigaden und Division, denen die Lipper zugeteilt waren und als Antwort dankbare Grüße des Fürsten und Auszeichnungen in großer Zahl für die lippischen Wehrmänner. Das Lippische Kriegsehrenkreuz für heldenmütige Tat wurde manchem braven Wehrmann und Unteroffizier, manchem braven Offizier auf die Brust geheftet. Die große Zahl der verliehenen Eisernen Kreuze bewies uns, daß auch der oberste Kriegsherr von der Bedeutung dieses Weihnachtssieges durchdrungen war.

Aber schwere Verluste brachte auch dieser Sieg und Erfolg. Die Braven, die in heldenmütiger Verteidigung und Wiedereroberung deutschen Bodens ihr Leben verloren, fanden am Fuße des Berges ihr Heldengrab. Wunder von Tapferkeit sind in den blutigen Kämpfen vollbracht worden. Die lippische Landwehr hat sich nach allen Zeugnissen wundervoll geschlagen. Unwiderstehlich war ihr Siegeslauf. Nicht zu halten waren die Tapferen, als das Signal zum Sturm geblasen wurde. Die Kompagnien des alten Landsturmbataillons Detmold hatten manchen Toten zu beklagen, darunter auch manchen braven Offizier.

Aber die Opfer sind nicht vergeblich gebracht. Der Hartmannsweilerkopf ist seitdem in ununterbrochenem deutschen Besitz. Die tapferen Bataillone, die ihn beschirmen und bewachen, werden ihn, davon sind wir überzeugt, nie wieder in feindliche Hände gelangen lassen.

15. Dem gefallenen Kameraden.

(Fidus Sohnrey.)

Fern im Franzosenlande
da liegt ein stilles Grab,
da senkten sie einen Soldaten
tief in die Gruft hinab.
Das Grab ziert keine Blume,

deckt auch kein Marmorstein,
Und all der Friedensjubel
er dringet nicht hinein.

Im deutschen Vaterlande
da sitzt ein bleiches Kind,
sie weint um den Geliebten
sich fast die Äuglein blind.
Da steigt ein lichter Engel
vom Himmelszelt herab
und sammelt all die Tränen,
trägt sie zum fernen Grab.

Und aus dem Tränentraume
erwächst ein Blümelein,
es blüht nun auf dem Grabe
im Abendsonnenschein.
Und licht und leise klingt es
tief aus dem grauen Sand:
„O trockne deine Tränen,
ich starb fürs Vaterland!"

Dies Gedicht haben vier Leute der Kompagnie gedichtet.

16. Russenstürme an der Ostfront.

Von Wilhelm Conrad Gomoll, Kriegsberichterstatter.

Ich will zusammenfassend von den Kämpfen berichten, die sich um den Kern unserer mittleren Ostfront entspannen, nachdem die Russen eine Neugliederung ihrer gegen Deutschland und Österreich-Ungarn angesetzten Streitkräfte vorgenommen hatten. Drei ihrer allerbesten Generale sammelten die Truppen: Kuropatkin, Ewert und Brussilow. Im Norden, in der Mitte und im Süden sollte zu großen, wie man hoffte, entscheidenden Schlägen ausgeholt werden, die zusammenfallend mit den Unternehmungen der Franzosen, Engländer und Italiener unsere Front in Ruß-

land zerbrechen sollten. So hoffte man die von unseren und den verbündeten Truppen besetzten Gebiete „befreien" zu können. Brussilow stieß im Raume vor Luck die Front österreichisch-ungarischer Truppen ein und gewann die Sümpfe von Wolhynien zu einem großen Teil zurück. Er konnte solange Siegesfanfaren blasen lassen — zeitlich war es nur eine kurze Spanne — bis er plötzlich auf deutsche Verstärkungen stieß, die vor seiner Front auftauchten.

Mit dem Siegesjubel hätte man nun in Rußland eigentlich einhalten müssen; doch man blies die Posaunen weiter. Und vielleicht geschah es mit der besonderen Absicht, die Totenklagen im Lande nicht allzu laut werden zu lassen, die durch die Massenverluste der mit beispielloser Zähigkeit und Erbitterung immer weitergeführten ungeheuren Angriffe an Kraft gewannen.

Brussilow, der den Sieg erzwingen wollte, rammte unsere Südfront. Er opferte in noch nie dagewesener Weise Regimenter, Divisionen, ganze Korpsverbände und mußte es in den Tagen der Junimitte doch erleben, daß ihm alle seine Unternehmungen nichts mehr helfen konnten. Der Offensivwille ging von der großen russischen Südwestarmee an die deutschen und die diese unterstützenden österreichisch-ungarischen Verbände über. Brussilows gewaltige Massen wurden in die Defensive gedrängt.

Brussilow konnte nicht erreichen, was er wollte, und so mußten die russischen Armeen unter Ewert und Kuropatkin helfen. Gegen den Schenkelpunkt von Pinsk begann der Druck. Die Lüge nahm die Stadt ein — die anstürmenden russischen Heeresmassen wurden in ihren Stellungen niedergehalten. Da griff General Ewert nördlicher an. Baranowitschi, der strategisch wichtige Bahnknotenpunkt, sollte genommen werden. Die auch vor unserer mittleren Ostfront dick massierten, sogar bis weit in das Hintergelände stark aufgestauten Reserven gaben den feindlichen Armeeführern das Menschenmaterial in die Hände, mit dem sie zur Erreichung des Zieles rückhaltlos gegen unsere Stellungen vorbrechen konnten.

Um Brussilow im Süden zu entlasten, sollten unsere Truppen an anderer Stelle beschäftigt werden. Baranowitschi, das Zentrum unserer Ostfront, forderte nun Russenstürme heraus, welche durch ihr Ungestüm an die ungeheuren Anstrengungen erinnerten, die während der Märzoffensive am Narotschsee gemacht worden waren. Damals sollten wir auf Wilna zurückgeworfen werden, ja man hoffte wohl gar mit einem groß angelegten Vorstoß die deutschen Truppen so vernichtend schlagen zu können, daß die Hauptstadt Litauens wieder hinter die russische Linie rückte. Nun reizte neben den Entlastungsversuchen für Brussilows Armee die Wiedergewinnung des im Vorjahre verloren gegangenen Kreuzpunktes der großen zweigleisig ausgebauten Bahn Warschau—Moskau (die in doppelter Nordverbindung auch Petersburg und damit die beiden Hauptstädte Rußlands ereichen läßt) und der südwärts nach Kowno führenden Hauptstrecke, über die die Anschlüsse nach Kiew und Charkow gehen. Um einen Brennpunkt von hoher Bedeutung sollte also der Kampf entfacht werden, der im russischen Besitz die Kräfte des großen Zarenreiches genau in der Kampfmitte sammeln konnte, da aus Nord und Süd und Ost, aus den weiten Landgebieten hinter Don und Wolga heranzuschaffen gewesen wäre, was die vordringenden Armeen nötig hatten. Aus diesen wichtigen Gründen sollten die Kämpfe um Baranowitschi kein bloßes Fesselungsmanöver der Ewertschen Westarmee werden und die Art, in der beim Ausbruch der Kämpfe unsere Stellungen berannt wurden, bewies klar die Absichten des Feindes.

Was vor der genannten Front jetzt tobt, ist ein Kampf um das Ganze. In jedem Abschnitt wird mit der größten Hartnäckigkeit gefochten. Der Feind warf und wirft ins Feuer, was er in seinen rückwärtigen Versammlungsräumen zusammenzog. Armeen, für die die Mannschaften aus dem ganzen Lande durch Monate aufgespart worden sind, kommen in Bewegung. Gewaltige Kräfte wurden entbunden — Kräfte, die Rußland aber nicht allein zum Kampf schulen konnte, und für die daher die Lehrmeister von den Verbündeten gestellt werden mußten. Aber noch

mehr kam dem Zarenreiche vom Auslande zu, um ihm nach den großen Niederlagen die Fortsetzung des Kampfes möglich zu machen: Frankreich mußte auf dem Gebiet der Technik helfen, England schickte Waffen, Japan gab Artillerie und, ebenso wie Amerika, viel Munition für die zahlreichen gelieferten Batterien mit. So wuchsen Rußlands neue Heere, ungeheure neue Millionen, die gegen unsere Stellungen vorstießen und von den Soldaten der verbündeten deutsch-österreichisch-ungarischen Armeen die Entfesselung eines Kraftaufwandes verlangten, wie er im Laufe des Krieges nur in den schwersten Monaten annähernd gefordert worden ist. Umsomehr dürfen wir aber jetzt schon, da das gewaltige Anbranden der feindlichen Massen auf der mächtigen Front nur ganz geringfügige Vorteile an nebensächlichen Punkten zu erringen vermochte — Vorteile, die durch die ungeheuren Menschenopfer, die sie gekostet haben, eigentlich in das Gegenteil gekehrt worden sind! — auf die Taten stolz sein, die unsere Truppen in schweren Gefechten vollführt haben.

17. Heldenverehrung.

Es war einmal . . . Vor den Runensteinen
raunten wir Knaben mit heißen Gesichtern —
von Wikingszeiten und Heldengebeinen —
und wurden den Schläfern zu Barden und Dichtern.

O du Sagentraum, der die Flügel spannte:
Eine Kampfzeit ist kommen, wie nie sie gewesen,
wie kein Wotan sie wußte, kein Wiking sie kannte,
kein Menschenaug je sie in Büchern gelesen.

Wenn der späten Geschlechter blondlockige Knaben
in Halde und Heide den Sagenwind hören,
sie suchen nicht Runen von Wotans Raben,
sie suchen nach Zeichen, die stärker beschwören.

Sie suchen auf Felsen, auf wuchtenden Blöcken,
im Feuer geboren im Weltenkreisen,
am schweifenden Meer und auf Gipfelstöcken
der Runen größte: das Kreuz aus Eisen.

Reckt auf die Riesen, die ragenden Steine!
Und finden die Zeichen die Enkel später,
hört, wie sie stammeln: Gott, nur das Eine,
mach uns so eisern — so deutsch wie die Väter!

Rudolf Herzog.

18. Das harte Ringen bei Görz.

Leute, die noch in den letzten Tagen vor der Räumung des Görzer Brückenkopfes und der anschließenden Abschnitte die vordersten Stellungen der dort kämpfenden Truppen besucht haben, schildern die damalige Lage der Verteidiger als über alle Vorstellung und Erfahrung hinaus entsetzlich. Die Feinde, die vierzehn Monate lang mit Granatfeuer und Bajonetten angriffen, hatten keinen Erfolg. In der letzten Zeit kamen sie so nahe an die längst zerschossenen Deckungen der Österreicher und Ungarn heran, daß zuletzt in dem zerwühlten Erdreich der Gräben Angreifer und Verteidiger fast in eins verschwammen. Die Drahtverhaue des Freundes und Feindes waren einander stellenweise so nahe, daß mit dem grimmigen Humor der Front nur noch von dem „gemeinsamen" Drahthindernis gesprochen wurde. Die österreichische Artillerie war wohl so vorzüglich eingeschossen, daß sie selbst jetzt noch die feindlichen Linien zu treffen wußte, ohne die naheliegenden eigenen zu gefährden. Aber wenn die Italiener wieder einmal aus ihren Deckungen hervorbrachen und stürmten, war es der feinsten artilleristischen Berechnung unmöglich, den Feind zu treffen und nicht die Freunde. So kam alles auf die Gewehre und mehr noch auf die starken Arme der Verteidiger an. Unsere Soldaten liefen in seltsam vermummenden Schutzkleidern herum. Oft sah man ein phantastisches Wesen, dem die unentbehrliche Gasmaske die Umrisse seines menschlichen Kopfes geraubt hatte. Den Leib deckte, wie ein mittelalterlicher Panzer, ein ge-

wölbter Stahlschild. In der Hand trug die verhüllte Gestalt einen Streitkolben, schwer genug, um die italienischen Stahlhelme zu zerschmettern. Und diese Schwergerüsteten hatten die quälende, die lähmende Wüstenhitze des Karstes zu erleiden. Schlaf gab es vielleicht um die Mittagsstunde; da war die Temperatur derartig, daß ein Kämpfen unmöglich war. Sonst flogen Tag und Nacht die Schrapnells und, was viel ärger war, die von Graben zu Graben wirbelnden Handgranaten und die argen Geschosse der Minenwerfer. In einer Atmosphäre von Leichengeruch, Feuer und Sonnenglut wurde unaufhörlich gekämpft, und fortwährend wuchs drüben beim Feind die Anzahl der Batterien wie der Bataillone. So ging es vierzehn Monate lang. Jede Stunde, in der der Görzer Brückenkopf gehalten werden konnte, war ein glänzender Sieg. Doppelt so viel hatte seine Verteidigung in der letzten Woche zu bedeuten.

In Görz selbst sah es zuletzt sehr traurig aus. Ein oberflächlicher Beobachter hätte diese Vereinigung von Mauerwerk bis zum letzten Tag für eine lebende Stadt halten können; denn immer noch sah man Menschen und zwar viele Frauen und Kinder auf den Straßen. Erst wenn man in die Höfe eintrat, sah man, wieviel im Inneren der Häuser schon zerschossen war, und von der Höhe des Schloßberges aus schaute man die Stadt als eine Stadt ohne Dächer. Und fortwährend fielen neue Granaten ein. Es war an der Front und in der Stadt schließlich ein Zustand eingetreten, den Menschen nicht mehr ertragen konnten. In und bei Görz ist mehr als Menschliches geleistet worden. Kriegspressequartier.

19. Der Kampf um die Dardanellen.

„Wenn das Artilleriematerial in den Dardanellen geordnet sein wird, so glaube ich nicht, daß irgend eine Flotte der Welt es wagen dürfte, die Straße hinaufzusegeln."

Der das im Jahre 1836 schrieb, verstand etwas von Krieg und Kriegführung. Es war nämlich unser großer Moltke. Wörtlich ist, trotz aller veränderten Verhältnisse, seine Voraussage eingetroffen.

Auf zweierlei Art haben Engländer und Franzosen versucht, die Dardanellen zu bezwingen und die Straße auf Konstantinopel sich zu öffnen. Zuerst sollten ihre mächtigen Flotten allein die Bahn brechen. Am 20. Februar 1915 begannen die Angriffe. Acht große Schlachtschiffe beschossen die Außenforts, aber nachdem drei der Riesenkasten schwer beschädigt waren, mußten sie abziehen. Vier Tage später tauchten acht englische und vier französische Linienschiffe, drei Kreuzer, achtzehn Torpedoboote, zwei Unterseeboote und dazu noch das englische Großkampfschiff, die ganz neue „Königin Elisabeth", vor dem Dardanelleneingang auf. Mehrere Tage lang zeigte sich immer das gleiche Bild: eine wütende Beschießung mit den schwersten Geschützen, geringe Schäden an den türkischen Befestigungen, stärkere Beschädigungen der Flotte — und deren Rückzug.

Die Rechnung der Feinde stimmte nicht, sie war ohne den Wirt gemacht, oder vielmehr ohne die fremden Gäste, die sich den wackeren Türken zur Verfügung gestellt hatten: die deutschen Artilleristen, die deutschen Marineoffiziere, die deutschen Kriegsbaumeister. Die hatten unter Admiral von Usedoms Leitung die Dardanellen uneinnehmbar gemacht, neue Erdwerke und Batterien erbaut, sie mit Kruppschen Kanonen bestückt, Wege, Hindernisse und Telephonverbindungen angelegt; sie regelten das Feuer, sie standen an den Geschützen in den Entscheidungsstunden, Schulter an Schulter mit den türkischen Verbündeten.

Die Feinde wiederholten ihre Angriffe, aber immer vergebens. Am 18. März 1915 sollte endlich die Entscheidung fallen. Nacheinander wurden nicht weniger als 38 große Schlachtschiffe eingesetzt. Als der Tag sich neigte, war der Kampf entschieden; er endete mit einer furchtbaren Niederlage unserer Feinde. Zwei französische und zwei englische große Schlachtschiffe und mehrere kleinere Schiffe sanken. Viele Schiffe waren schwer beschädigt. Auf türkischer Seite wurden im ganzen vier Geschütze vorübergehend außer Gefecht gesetzt. Konstantinopel jubelte — und mit Recht.

Nun versuchten die Feinde, die Dardanellen mit Landtruppen zu bezwingen. Aber auch hierauf hatten sich die Türken

vorbereitet. Unter Marschall Liman von Sanders, der den Oberbefehl über die Landkräfte erhalten hatte, war eifrig geschanzt und geübt worden. Wege und Brücken waren angelegt, für Lebensmittel und Bekleidung war Sorge getragen.

Am 25. April begann der blutige Kampf. Zuerst versuchte der Feind, auf asiatischem Boden bei Kum-Kale zu landen; aber er wurde in zweitätigem Ringen zurückgeworfen.

Auf der europäischen Seite aber gelang es den Engländern und Franzosen unter dem Schutz ihrer großen Kriegsschiffe bei Sed ul Bahr und Ari Burun festen Fuß zu fassen und Tage und wochenlang wurde hier gekämpft: Vorstöße des Feindes und Gegenstöße der Türken wechselten ab, starkes Artilleriefeuer hüben und drüben, Kampf mit Handgranaten, Minen und Gegenminen. Fortschritte konnte der Feind nicht machen, aber große Verluste an Menschen und Schiffen erlitt er.

Dann erschienen deutsche U-Boote. Den weiten Weg durch den Ozean und das Mittelmeer hatten sie zurückgelegt. Am 25. Mai, mittags, lag das britische Riesenschiff „Triumph" vor Ari Burun, von Schutznetzen umgeben: plötzlich legte es sich auf die Seite, ein paar Explosionen, und es ging in die Tiefe. Zwei Tage darauf folgte ihm „Majestic". Tag um Tag suchten die U-Boote neue Beute und fanden sie. — Da warfen die Engländer am 6. August eine neue große Truppenmacht auf die Halbinsel, bei Anaforta, nördlich von Ari Burun. Aber die türkischen Reserven waren bald zur Stelle, geboten ihnen Halt und warfen sie an die Küste zurück.

Seitdem herrschte verhältnismäßige Ruhe. Die Feinde sahen ein, daß sie das Spiel verloren hatten, besonders seitdem es sich zeigte, daß Bulgarien und Griechenland nicht für sie zu gewinnen waren. Und als dann im Herbst 1915 Serbien niedergeworfen und der Weg von Mitteleuropa nach Konstantinopel frei geworden war, als neben reichlicher Munition die schweren Geschütze, die den Türken bisher gefehlt, nach den Dardanellen gingen, da zog zunächst Joffre die Mehrzahl seiner Franzosen zurück, und am 19. November wurden die englischen Truppen bei Anaforta verjagt, zum Teil unter dem Schutze des Nebels eingeschifft. Nur

auf der Spitze der Halbinsel hielten sich die Engländer noch kurze Zeit. Am 9. Januar 1916 räumten sie nach heftigem Kampfe unter großen Verlusten auch diesen Stützpunkt, und die Halbinsel Gallipoli war vom Feinde gesäubert. — Das Londoner Kriegsamt selbst hat zugegeben, daß England an den Dardanellen 200 000 Mann verloren hat; die Verluste der Franzosen sind unbekannt. Der größte Verlust Englands aber liegt darin, daß der Glaube an seine Allmacht im Orient einen erschütternden Stoß erlitten hat. Dafür ist Deutschlands Ansehen bei den verbündeten Türken und bei allen Völkern des Ostens außerordentlich gestiegen.

Nach der Kriegschronik des Daheim.

20. Der entscheidende Sieg am Argesul.

Einen entscheidenden Schlag hat die deutsche Führung in Rumänien geführt. Nach endgültiger Vereinigung der Armeen Falkenhayn und Mackensen wurde der Gegner auf der ganzen Front angegriffen. Großes haben unsere Truppen und ihre tapferen Verbündeten geleistet. Ihrer großen Ausdauer, ihren ungewöhnlichen Marschleistungen verdanken wir den guten Erfolg. Seit Wochen hatten die verbündeten Armeen den Feind vor sich, aber am 3. Dezember erst war das Werk gekrönt, und die Führer konnten sagen: Der Sieg ist unser! Die Bedeutung der Schlacht am Argesul liegt darin, daß es möglich war, den fliehenden Feind im freien Felde zu stellen, wo ihm — abgesehen vom Südflügel — die unmittelbare Unterstützung durch seine größte Festung versagt war. Der Feind erlitt die blutigsten Verluste; etwa 20 000 Gefangene wurden in wenigen Tagen eingebracht; das ergibt mit den früheren Gefangenenzahlen bald 90 000 Gefangene. Unübersehbar war die Beute aller Art. Wohlgefüllte feindliche Verpflegungsfahrzeuge unterstützten die Verpflegung unserer rastlos vorwärtsdringenden Truppen. So half uns der Feind noch selbst über Schwierigkeiten fort, die bei einer so scharfen Verfolgung unvermeidlich sind. In der Winterschlacht in Masuren war das

Bild das gleiche. Mackensen und Falkenhayn sind getrennt marschiert, haben den Feind vereint geschlagen und die Früchte ihres Sieges gemeinsam ausgenutzt. Die Verfolgung des geschlagenen Feindes war vernichtend. Die kämpfenden Armeen in Rumänien konnten das schönste Soldatenglück genießen, von dem der Kriegsminister von Stein im Reichstag sprach: sie sahen mit eigenen Augen ihre Erfolge, die nach Hindenburgs Plan „bis zum letzten Hauch von Mann und Pferd" durchgeführt wurden, ins Riesenhafte wachsen.

Von Norden drangen die Truppen der Generale von Morgen und Kraft von Delmensingen über Campolung nach Süden und erkämpften sich den endgültigen Austritt aus dem Gebirge, ihr linker Flügel nahm einen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt der Bahnen Bukarest-Campolung. Das ist unmittelbar südlich von Sinaja. Darüber hinaus wurde der Gegner nach Süden über Titu, den Gabelpunkt der Bahnen Bukarest-Campolung und Bukarest-Pitesti getrieben und gegen die bereitgehaltene 11. Inf.-Division gedrückt. Vernichtung oder Gefangennahme lautete für die Rumänen hier die Losung. Südlich und südwestlich der Festung wurden teils starke russisch-rumänische Angriffe abgewehrt, teils wurde der Gegner über den Argesul geworfen. In Verteidigung und im Angriff erlitt der Feind schwere Niederlagen. Vereinzelt wollte er uns schlagen, das beweisen die aufgefundenen Befehle der rumänischen Heerführer; aber er konnte die Vereinigung der einzelnen deutschen Heeresteile nicht hindern.

21. Der Kaiser im Schützengraben.

Telephon! . . . Generalkommando hier!
Wer dort?! . . . „Hier Hauptquartier!
An Kommandeur die Meldung geben:
Majestät kommt in die Schützengräben!"

Den nächsten Tag, es schlug kaum zehn,
wir vor dem Kaiser von Deutschland stehn!

Und alles lag, genau wie es stand,
nur unser Adjutant,
zur Erde gebückt,
zum Gruß schnell ein paar Blumen pflückt . . .

„Morgen, Kameraden!" grüßt Majestät,
indes sein Blick scharf um sich späht;
er sieht in den Schanzen der Schützengräben
noch englische Granaten kleben . . .

Sein Ernst verschwindet; er nickt und lacht:
„Habt eure Sache gut gemacht!"
Springt selbst in einen Graben hinein
und führt ein Gewehr in die Scharte ein
und zielt und zeigt den Feind mit der Hand:
„Drauf, Kinder, wie Blücher fürs Vaterland!"

Dann schreitet er weiter die Front herab
und steht auf einmal vor einem — Grab!

„Wer liegt hier?!" . . „Drei Mann der 3. Batterie
und Leutnant Schulze! Der führte sie!
Wir haben gemeinsam sie begraben,
die hier wie Helden gefochten haben!"

Der Kaiser wie in der Kirche steht,
es zuckt sein Mund wie im Gebet,
an die Mütze voll Ehrfurcht
erhoben die Hand,
so schreitet er an des Grabes Rand!

Dann winkt er den Adjutanten zu sich:
„Sind Ihre Blumen vielleicht für mich?!"
Der, auf des Kaisers Hand gebückt,
ihm nun verehrt, die er gepflückt,
zwei Astern nur und ein Rosenzweig —
und der mächtigste Mann im Kaiserreich
beugt wie ein Kind sich fromm hinab
und schmückt das schlichte Soldatengrab! . . .

„Herr Oberst!“ . . . „Majestät befehlen?!“ —
„Die Eltern grüßt dieser Heldenseelen!“ . . .

In des Kaisers Blick, so frisch zuvor,
liegt nun ein ernster, dunkler Flor . . .
sechs Söhne hat er selbst im Feld,
die er in den Willen des Himmels stellt! —

Sein Auto rattert und bremst heran,
und grüßend verschwindet der herrliche Mann;
von allen Schanzen erbraust ein Hurra,
ein Jauchzen und Rufen: „Der Kaiser war da!“

Max Bewer.

22. Der Kaiser in amerikanischen Augen.

Von Oswald F. Schütte,

Wenn ich malen könnte, möchte ich den Kaiser in vier verschiedenen Bildern darstellen — Bruchstücke aus den anderthalb Stunden, die ich heute morgen während und nach dem Gottesdienste im Großen Hauptquartier in seiner Nähe verleben durfte.

Zuerst würde ich den Kaiser malen, wie er andächtig an dem Gottesdienst teilnahm. Alle Andächtigen waren versammelt, als der Kaiser eintrat. Die Soldaten standen in Reihen, die den größten Teil des Gebäudes füllten, während für die Offiziere und Gäste in der Nähe des Altars Stühle aufgestellt waren. Punkt 10 Uhr hörte man das Rattern eines Automobils. Ein scharfes Kommandowort, und die Soldaten standen still. Eine Fanfare der Kapelle, und der Kaiser erschien auf der Schwelle. Rechts und links grüßend, ging er schnellen Schrittes den Mittelgang entlang, nickte dem Geistlichen zu, der sich erhoben hatte, um ihn zu grüßen, und nahm in dem Armstuhl dem Altar gegenüber Platz.

Zwei lange Kriegsjahre haben manche tiefe Furche in sein Antlitz gezogen, obwohl man nicht sagen kann, daß er stark ge-

altert hätte. Seine Gesichtszüge sind noch immer frisch und kräftig, und sein graues Haar läßt noch immer viel von der ursprünglichen Farbe durchschimmern. Der Schnurrbart weist kaum ein graues Haar auf, wenn er auch nicht so steif ist, wie man es so häufig auf Zerrbildern sieht. Die dunkelblauen Augen blicken scharf und lebhaft wie immer unter der schön gebauten Stirn hervor, auch das Kinn zeigt die alte Festigkeit.

„Der Herr sei mit euch," hob der ehrwürdige Geistliche sein Eröffnungsgebet an. Der Kaiser und die Gemeinde erhoben sich. Es folgte ein Kirchenlied, und der Kaiser sang so kräftig mit wie jeder andere. Es folgte die Verlesung des Evangeliums und die Predigt über das Gleichnis von dem Kaufmann und der kostbaren Perle. „Auch Deutschland sucht die kostbare Perle," führte Hofprediger Dr. Goens aus, „die Perle des Friedens. Die blutigen Kämpfe an der Somme, bei Verdun, bei Riga sind nur der Berg, über den wir steigen müssen, um jenseits in das gesegnete Tal des Friedens zu gelangen, das verlorene Paradies." Es schloß sich ein Gebet um Frieden an, dem der Kaiser und die ganze Gemeinde gebeugten Hauptes lauschten. „O Gott," betete der Prediger, „ende dieses Blutvergießen, laß die Verwüstung aufhören, pflanze Deinen Frieden in unsere Herzen und in die Herzen unserer Feinde." Den Beschluß machte das Niederländische Dankgebet und ein stummes Gebet der Gemeinde, während man leise den Wind in den Bäumen vor der Tür säuseln hörte.

Das zweite Bild, wie ich den Kaiser malen möchte, stellt den Augenblick dar, wie er den Mittelgang hinabschritt zwischen den starren Linien seiner Soldaten, die jedoch nur wenige Sekunden starr blieben; denn der Kaiser lächelte, und mit klarer, hallender Stimme begrüßte er seine Getreuen. Der Gruß hatte in seiner Kürze etwas Beredtes: „Morgen, Leute!" Er könnte vielleicht gesagt haben: „Guten Morgen, meine Leute!", aber das wäre formeller, weniger freundlich gewesen. Und die Antwort, die das Dach erbeben ließ, war ebenso kurz und freundlich, wie der Gruß des Kaisers: „Morgen, Majestät!" Und in seinen Augen lag ein Schimmer, auf seinem Gesichte ein Glanz, den des Malers Pinsel schwerlich festgehalten hätte.

Dann möchte ich gern das Bild des Kaisers malen, wie er auf dem breiten, festen Wege unweit der Kirche seine Garde bei sich vorbei marschieren ließ. Denn jetzt war er der Kaiser in seiner ganzen kaiserlichen Würde. In der Kirche diente er seinem Gott wie jeder andere. Dann grüßte er seine Soldaten, wie ein Vater seine Söhne. Die Orden und Ehrenzeichen, die die Brust seiner feldgrauen Feldmarschallsuniform bedeckten, bemerkte man kaum. Aber jetzt, als er im Halbschatten zweier mächtiger Ulmen dastand, umgeben von seinem Stabe, war er ganz Soldat, ganz Feldherr, ganz Herrscher. Dieselbe Kapelle, die während des Gottesdienstes ganz sanft gespielt hatte, schmetterte jetzt mit aller Lungenkraft einen schneidigen Militärmarsch heraus, zog an ihm vorbei, schwenkte ab und stellte sich ihm gegenüber auf. Der Kaiser stand hochaufgerichtet, die linke Hand am Säbelgriff, sein Stab einige Schritte hinter ihm. Und dieselben Soldaten, die ihm kurz zuvor ihr „Morgen, Majestät!" zugejubelt hatten, kamen nun bei ihm in dem weltbekannten steifen preußischen Paradeschritt vorbei, jede Muskel gespannt.

Dann das vierte Bild. Die Musik schwieg, die Garde war abgerückt. Das große feldgraue Automobil des Kaisers stand zur Abfahrt bereit, der Motor angeworfen, als ob er vor Erregung zitterte. Aber der Kaiser, im Begriff einzusteigen, drehte sich wieder um und ging hinüber zu zwei abseits stehenden Offizieren, den Militärbevollmächtigten von Sachsen und Württemberg, wie uns später mitgeteilt wurde. Er erzählte ihnen, mit welcher Kraft, mit welcher Zähigkeit, mit welcher patriotischen Hingebung die deutsche Armee die Stürme der Engländer und Franzosen an der Somme abwehrte. Mit großer Lebhaftigkeit schilderte er seine Eindrücke — den Kopf zurückgeworfen, mit glänzenden Augen, ein Bild des Lebens, so stand er keine hundert Schritt vor uns. Und dann huschte erst ein Lächeln über sein Gesicht, das sich bald zu einem herzhaften Lachen auswuchs; denn als guter Freund echt soldatischen Humors erzählte er eine der vielen humorvollen Szenen, die im ärgsten Schlachtenlärm so häufig den blutigen Ernst unterbrechen.

Nun trat der Kaiser zurück, stieg in seinen Wagen, ein kurzer Gruß ringsum, und schnell entführte ihn das Automobil den Blicken der Zurückbleibenden.

Übersetzt von Günther Thomas.

23. Worte zweier Kronprinzen und Heerführer.

Wir stehen still auf Posten,
im Arme das Gewehr,
im Westen und im Osten
viel Feinde und viel Ehr'.

Begleitspruch des deutschen Kronprinzen Wilhelm zu einer von ihm eigenhändig für „Das Eiserne Buch" von Georg Gellert gezeichneten Skizze eines Mannes seiner Wachkompagnie.

In ungeahnter Größe offenbart sich der innere Wert unseres Volkes: opferwilliger Sinn in der Heimat, Heldentum im Felde.

Von einem Frieden darf erst dann gesprochen werden, wenn die Ergebnisse des Krieges derart sind, daß wir imstande sind, diesen Frieden nach unseren Bedürfnissen und den Förderungen der Wohlfahrt des Vaterlandes zu gestalten. Staatsnotwendigkeiten verschiedener Art müssen dabei ausschlaggebend sein, niemals aber irgend welche Gefühle oder auch nur eine Anwandlung von Kriegsmüdigkeit daheim im Lande oder die Stimmung, daß der Opfer nun genug gefordert und gebracht seien. Rücksichten auf unsere Gegner können dabei überhaupt niemals mitsprechen.

Wie sich die Grenzen des Vaterlandes in der Zukunft gestalten müssen, kann dieser überlassen bleiben. Die vornehmste Aufgabe wird sein, die gewahrte glänzende und mit unerhörter Tapferkeit verteidigte Selbständigkeit des Reiches, die Interessen der Bundesstaaten und viele historisch und wirtschaftlich bedingte Verhältnisse auszubauen. Wird das Gebiet des Reiches erweitert, so wird es der klugen Vorsicht der Staatsmänner anheimgegeben werden müssen, den Anpassungs- und Verschmelzungsprozeß weise zu fördern. Dafür sind verschiedene Möglichkeiten vorhanden, verschiedene Wege. Jedenfalls muß aber dafür gesorgt werden, daß für die Anforderungen des Krieges Ersatz geschaffen werde, der vollkommen ausreichend sein muß.

Kronprinz Rupprecht von Bayern im „Eisernen Buch", herausgegeben von Georg Gellert.

24. Depeschenwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und Fürst Leopold.

An der Front fand zwischen Kaiser Wilhelm und dem Fürsten Leopold zur Lippe aus Anlaß des Aufenthaltes des letzteren an der Westfront der nachstehende Depeschenwechsel statt:

Im Felde, 17. Februar 1917.

An des Kaisers Majestät Großes Hauptquartier.

Euerer Kaiserlichen Majestät bitte ich, an der Front weilend, in ehrerbietigster Verehrung melden zu dürfen, daß mir soeben der Kommandierende General des 7. Armeekorps, von François, aufs neue seine dauernde Zufriedenheit mit meinen an diesem Teile der Front kämpfenden lippischen Landeskindern zu meiner großen Freude gemeldet hat. Es sind das dieselben Truppen, die mit ihren westfälischen und badischen Kameraden am 25. Januar dieses Jahres auf dem Westufer der Maas

im Abschnitte des Kommandierenden Generals von François die französischen Gräben auf der Höhe 304 gestürmt haben und sich diesen wertvollen Geländegewinn trotz aller seither wiederholten, wütenden Versuche des Feindes nicht haben entreißen lassen. Angefeuert von dem Siegesbewußtsein aller deutschen Stämme und ihrer Fürsten, das sich in Euerer Majestät so ruhmvoll verkörpert, werden meine braven Landeskinder, wie ich mich auch an anderen Teilen der Westfront, von denen ich soeben hier eingetroffen bin, zu meiner freudigsten Genugtuung habe überzeugen dürfen, ihre beschworene Pflicht unerschütterlich bis zum letzten Blutstropfen und bis zum endgültigen Siege treulich erfüllen. Dazu schenke uns Gott aber vor allem Eurer Majestät dem Vaterlande so unersetzliche und kostbare Gesundheit, die wir vom Allmächtigen erflehen. Meine Lipper alle rufen mit mir: Lange lebe unser geliebter, edler Kaiser und oberster Feldherr.

Leopold, Fürst zur Lippe.

Im Felde, 18. Februar 1917.

Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht Fürst zur Lippe im Felde.

Euerer Hochfürstlichen Durchlaucht danke ich wärmstens für die mich hocherfreuende Meldung über die hervorragende Leistung und glänzende Haltung, durch welche aufs neue Ihre lippischen Landeskinder sich in schweren Kämpfen ausgezeichnet haben. Ich bitte Euere Hochfürstliche Durchlaucht, ihnen allen meinen kaiserlichen Dank und Anerkennung zu übermitteln, und bin ganz gewiß, daß sie auch ferner in angestammter Treue tapfer und fest ihre Pflicht tun werden.

Wilhelm I. R.

25. Ein Festtag der Lipper in Feindesland.

Wie die Maiensonne heiter strahlte, wie die Lerche jubilierend in die Lüfte stieg, und wie wolkenlos der Himmel im hellen Blau den Frühling widerspiegelte, als ob heute keine Sorge und Bitter-

keit auf den feindlichen Landen lastete! Ein wahrer Frühlingstag! Ein Festtag, der das Seine dazu beitrug, mit freudigem Herzen einen Fürsten zu begrüßen!

Vergessen waren die schweren Tage, die hinter dem Regiment lagen, vergessen die alten, unter schwerer Last ausgebauten Stellungen, in denen das Regiment lange Monate den Stürmen des Gegners standgehalten hatte, und nicht Trauer noch Gräber beschäftigte die Gemüter. Nein, heute beherrschte die Lipper nur ein Gedanke, ihren geliebten Landesfürsten zu empfangen, der wiederum an der Westfront weilte, um seine tapferen Landeskinder zu begrüßen. Nach schweren Kämpfen waren sie aus der vordersten Linie abgelöst worden und lagen nun in wohlverdienter Ruhe hinter der Front in Tournai.

In einem großen Viereck waren die Bataillone Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht und all die vielen Truppen des Armeekorps aufgebaut. Bunt reihten sich die kleinen Trupps der Artilleristen und Kavalleristen neben die langen Linien der Infanterie an und vollendeten die Paradeaufstellung.

Der Dreiklang des fürstlichen Autos ertönt von weitem. Ein Kommando, — und wie eine Mauer erstarrt, steht die Truppe unter präsentiertem Gewehr. Dem ersten Automobil entsteigt der hohe Herr in der Regimentsuniform als Chef seines Bataillons, geschmückt mit dem Eisernen Kreuze und anderen hohen Orden. Seine Exzellenz der Kommandierende General von François geht ihm zur Seite. Mit elastischen Schritten schreitet Seine Durchlaucht die Front ab, jeder Kompagnie oder neuen Formation ein frisches „Guten Morgen, Kameraden!“ zurufend. — Wie leuchten da die Augen, wie hell und beglückt klang die Antwort der braven feldgrauen Jungen, die mit aufrichtiger Liebe und Verehrung ihrem Landesvater in die Augen blickten! Und das laut schallende „Guten Morgen, Euere Durchlaucht!“ klang wie ein jubelnder Gruß in den herrlichen Maienmorgen hinein. —

Und dann begab sich der Durchlauchtigste Herr vor die Mitte der Front und sprach in warmen Worten zu seinen Landes-

kindern. Wie die Heimat stolz auf sie sei, daß Vater und Sohn, Bruder und Freund in so beispielloser Tapferkeit dem Namen der Lipper Ehre machten und durch die täglichen Beweise treuester Pflichterfüllung das vollste Vertrauen und die Anerkennung aller Vorgesetzten in so hohem Maße genössen. Und wie ein freudiger Widerhall klang das erneute Gelöbnis der Treue in das dreifache Hurra auf den obersten Kriegsherrn aus. —

Mit ebenso schönen, wie tiefempfundenen Worten sprach General der Infanterie von François im Namen der lippischen Landeskinder den untertänigsten Dank für das große Wohlwollen und die landesväterliche Fürsorge aus, die Seine Hochfürstliche Durchlaucht gerade in dieser großen und schweren Zeit seinen Untertanen im Felde in so reichem Maße zuteil werden ließ. Das Empfinden unendlicher Dankbarkeit werde mit inniger Liebe zur Heimat die Fäden der Zusammengehörigkeit fest und fester verknüpfen. Und mit einem brausenden Hoch auf den Durchlauchtigsten Fürsten bekräftigen die Lipper ihren Dank. — —

Und nun erfolgte der Vorbeimarsch. Hell erklangen die Takte des 55er Marsches, und stramm, so stramm wie es die durch den langen Stellungskrieg steif gewordenen Glieder eben zuließen, schritt sie vorbei, die treue Wacht der Lipper, und noch einmal suchte ein jeder zum Abschied den Blick seines geliebten Fürsten.

Doch hiermit hatte der festliche Vormittag noch nicht sein Ende erreicht. Alle, die für das Eiserne Kreuz in Vorschlag gebracht waren, wurden hiermit von Seiner Hochfüstlichen Durchlaucht ausgezeichnet, der ihnen Höchstselbst im Namen Seiner Majestät des Kaisers das schlichte Kreuz an die Brust heftete. Im Anschluß hieran kamen in einem langen Gliede nebeneinander, unter einer schattigen Allee hoher Bäume aufgestellt, diejenigen Offiziere und Mannschaften, denen für ihr tapferes Verhalten vor dem Feinde, von ihrem Landesvater die lippische Kriegsauszeichnung verliehen wurde. Wie aufgereckt standen sie da, wie strahlten die Augen, als der hohe Herr mit einem jeden von ihnen sprach und herzliche Worte der Anerkennung an sie richtete! Mit heißem Dank drückte ein jeder die ihm dargebotene Hand seines

Fürsten, und von Offizier zu Offizier, von Mann zu Mann breitete sich Dankbarkeit und berechtigter Stolz über die ihnen zuteil gewordene Auszeichnung aus.

Und dann kam noch eine freudige Überraschung für diejenigen Lipper, die noch von Anfang des Krieges im Felde, oder nach Wiederherstellung von ihrer Verwundung zum Bataillon zurückgekehrt waren. Jedem von diesen überreichte Seine Durchlaucht sein Bild mit Unterschrift. Wahrlich, ein schönes Andenken an den Landesherrn, der mit väterlicher Fürsorge und Liebe derer stets gedenken wird, die in dieser schweren und großen Zeit ihr Blut und Leben stündlich und täglich zum Schutze des bedrängten Vaterlandes eingesetzt haben. Lothar v. Collani.

26. Hohe Auszeichnung Hindenburgs.

Der Kaiser hat am 9. Dezember 1916 dem Generalfeldmarschall von Beneckendorff und von Hindenburg das Großkreuz des Eisernen Kreuzes mit nachstehendem Allerhöchsten Handschreiben verliehen:

Mein lieber Feldmarschall!

Der rumänische Feldzug, der mit Gottes Hilfe schon jetzt zu einem so glänzenden Erfolge führte, wird in der Kriegsgeschichte aller Zeiten als leuchtendes Beispiel genialer Feldherrnkunst bewertet werden. Von neuem haben Sie große Operationen mit seltener Umsicht in glanzvoller Anlage und mit großer Energie in der Durchführung mustergültig geleitet und Mir in vorausschauender Fürsorge die Maßnahmen vorgeschlagen, die den getrennt marschierenden Heeresteilen zu vereintem Schlagen den Weg wiesen. Ihnen und ihren bewährten Helfern im Generalstabe gebührt dafür aufs neue der Dank des Vaterlandes, das mit stolzer Freude und Bewunderung die Siegesnachrichten vernommen hat und mit sicherer Zuversicht in vollem Vertrauen auf solche Führer der Zukunft entgegensieht. Ich aber habe den Wunsch, Meinem tiefempfundenen

Dank und Meiner uneingeschränkten Anerkennung dadurch besonderen Ausdruck zu geben, daß Ich Ihnen als erstem Meiner Generale das Großkreuz des Eisernen Kreuzes verleihe.

Großes Hauptquartier, 9. Dezember 1916.

Ihr dankbarer und stets wohlaffektionierter König.

gez.: Wilhelm R.

An den Generalfeldmarschall von Beneckendorff und von Hindenburg, Chef des Generalstabes des Feldheeres, Chef des Inf.-Regiments „Generalfeldmarschall v. Hindenburg" (2. Masurisches) Nr. 147 und a la suite des 3. Garde-Regiments zu Fuß.

27. Siegesjubel.

Am Schreibtisch sitz ich — Das Blatt bleibt leer . . .
Ins Weite starr ich gedankenschwer:
Immer nur seh ich das kämpfende Heer,
sehe der feindlichen Horden
ruchloses Morden.
Höre den Aufschrei, das Ächzen und Stöhnen
von Deutschlands herrlich sich opfernden Söhnen,
zittre mit allen in eisigen Nächten,
hungre mit ihnen nach heißen Gefechten
und berge die Toten, von Weh durchkrampft,
in Erde, die weithin von Blut noch dampft! . . .
Krieg, Krieg, entsetzlicher Krieg. . . .

Was tönt heran? Horch! Stimmengebraus! —
Was ist geschehen? — Ich blicke hinaus:
Ein Menschenauflauf in Tosen und Schrein,
und mitten hinein
ein Singen und Brüllen der Wacht am Rhein:
Sieg, tönt es, Sieg, Sieg, Sieg!

Ich zweifle nicht. Keinen Augenblick
zweifl' ich an Deutschlands Gnadengeschick,
doch die Kniee wanken
in seligen Dankes Gedanken,
die Zunge stammelt, die Stimme wird schrill,
das Herz steht still. — — — — —

Da: in all der Stimmen Stürmen
dröhnts hernieder von den Türmen:
Andachtheischendes Frohlocken
vollakkordiger Kirchenglocken.

Aber die heiligen Klänge
dringen nicht nieder zur tosenden Menge.
Sie lebt nur dem Tag, und das Wort macht heiß:
„Sieg, Sieg!" — Wer fragt nach des Sieges Preis?
Wer fühlt, daß Jubel in eiserner Zeit
Frevel wird, wenn ihn nicht Andacht weiht? —

Mir aber gab die erzne Glockenkunde
das ungeheure Schmerzensglück der Stunde,
und vor dem furchtbar herrlichen Gesichte
des größten Sieges aller Weltgeschichte,
sank ich ins Knie mit stillem Händefalten
in Dank vor Gottes gnadenvollem Walten.

Hans Schliepmann.

28. Feindesland in deutscher Hand.

Der unaufhaltsame Siegeszug unserer Heere hat zu einem Ergebnis geführt, das gar nicht in unserer Absicht lag, als wir vor 2½ Jahren zur Verteidigung unseres staatlichen Daseins zu den Waffen zu greifen gezwungen waren. Der alte Grundsatz, daß die beste Abwehr der Hieb ist, trug unsere Waffen an allen Fronten tief in Feindesland hinein, und gegenwärtig sind nicht weniger als 550 000 Quadratkilometer feindlicher Ländergebiete von den deutschen und den uns verbündeten Heeren besetzt, wogegen die

900 Quadratkilometer deutschen Bodens in den Händen der Franzosen und die 28 000 Quadratkilometer österreichisch-ungarischen Boden in den Händen der Russen überhaupt nicht ins Gewicht fallen. Auch nach Abzug dieser von den Feinden besetzten Gebiete umfaßt das eroberte Land eine Fläche, die fast genau so groß ist wie das Gesamtgebiet des Deutschen Reiches.

In ihrer an sich begreiflichen maßlosen Wut über diesen ungeahnten deutschen Erfolg versuchen unsere Feinde in aller Welt das Riesenmaß von Arbeit zu verkleinern, das dauernd für die Verwaltung der besetzten Gebiete und die Ernährung ihrer Bevölkerung geleistet wird. Ein ganzes Lügengewebe über die „barbarische" Herrschaft der Deutschen in den besetzten Gebieten haben sie verbreitet. Unbefangene neutrale Beobachter urteilen aber anders. So schreibt ein spanischer Berichterstatter in einem aus Wilna datierten Brief: „Die deutsche Tatkraft beschränkt sich nicht darauf, das Eroberte zu verteidigen. Sie ist vielfältig und gleichzeitig so stark,, daß sie andere Gebiete für ihre Betätigung sucht. Die Schlachtfelder und die heimatlichen Gefilde genügen ihr nicht. Der Krieg hat die Welt für Deutschland sehr verkleinert; aber deswegen sichert es sich, indem es seine erstaunliche Kraft auf das konzentriert, was ihm noch bleibt, gerade dort seine Herrschaft. Energie erzeugt wieder Energie. Daher haben sich jene besetzten Gebiete, die auf den ersten Blick zu einer Schwächung führen mußten, weil sie Energie verbrauchten, allmählich in feste Stützen des Gebäudes verwandelt.

Wenn nach Ende des Krieges die Geister sich beruhigt haben werden, werden die Geschichtsschreiber dieses Krieges nicht umhin können, sich aufs höchste zu verwundern, wenn sie den Grad der Kultur, den diese Arbeit darstellt, betrachten. Die heutigen Heere sind Völker in der Bewegung, und wo sie sich auch niederlassen mögen, brauchen sie, um zu bestehen, eine neue Wirtschaft. Unseres Erachtens hat Deutschland es unvergleichlich verstanden, sich

seine Wirtschaft in ungeheuren Gebieten mit dichter Bevölkerung zu schaffen, über die der Krieg mit all seinen unvermeidlichen Verwüstungen gezogen war. Zunächst schien es, als ob infolge des Schreckens alles Leben in diesen Gebieten erstorben wäre: die Industrie gelähmt, der Handel unterbrochen, der Ackerbau eingestellt, das geistige Leben aufgehoben, die ganze Volkswirtschaft in Unordnung, ohne Behörden, die sie in so schwierigen Augenblicken leiten und führen könnten. Der Eroberer, der in erster Linie an das höchste Interesse des Kampfes denkt, sucht für sich den ganzen möglichen Vorteil seiner Eroberungen herauszuziehen, mag er sie als vorübergehend oder endgültig ansehen. Aber gleichgiltig, wenn er ein Gefühl für seine sittlichen Pflichten hat, muſz er versuchen, den besetzten Gebieten mit allen Mitteln das Leben wieder zurückzugeben. Er muſz die fremden Bedürfnisse mit seinen eigenen in Einklang bringen. Es gilt, für Produktion zu sorgen, um die Erschöpfung des Landes zu vermeiden; es gilt, mit Gerechtigkeit zu verwalten. Achtung zeigen, um geachtet zu werden, muſz Schmerz und Haſz in den Herzen der Unterworfenen vermindern.

Die Geschichte zeigt uns wenige Fälle von Eroberern dieser idealen Art. Man kann vielleicht nicht sagen, daſz das deutsche Walten in Feindesland vor dem Urteile der Nachwelt frei von jedem Makel dastehen werde. Wohl aber kann man versichern, daſz niemals ein Volk, das andere besiegte, sich so vorzüglich benommen hat, wie das deutsche sich in den feindlichen, von ihm zurzeit besetzten Gebieten benimmt. Seit fast zwei Jahren durchreise ich die von Deutschland besetzten Gebiete, und meine Aufrichtigkeit drängt mich, dieses Urteil auszusprechen. Man mag die Deutschen wegen tausend Verbrechen anklagen, mag ihnen vollkommene Selbstsucht vorwerfen und Berge von Schlamm auf sie werfen. Ich aber sage, daſz die Deutschen in den heute von ihnen besetzten Gebieten sich wie ein durch und durch zivilisiertes Volk aufführen, und daſz morgen trotz allem die Geschichte dies wird anerkennen müssen!“

29. Bekenntnis.

O Deutschland, groß vor allen,
laß Freudenfeuer loh'n
und Dankesopfer wallen
empor zu Gottes Thron.
Eins kann kein Feind uns rauben:
der Stämme festes Band
und unerschüttert' G l a u b e n
an dich, lieb' Vaterland.

Das Glück, das wir dir danken,
errang des Geistes Schwert,
die Fülle der Gedanken,
die deinen Arm bewehrt.
In vollbewußten Trieben
sind wir dir zugewandt,
in inbrunstvollem L i e b e n
dir, teures Vaterland.

Viel' Wunderblumen blühen
im deutschen Busen nur;
viel' gold'ne Früchte glühen
allein auf deutscher Flur.
Wir seh'n die Zukunft offen,
von heil'ger Lust entbrannt,
erfüllt von stolzem H o f f e n.
Heil dir, lieb' Vaterland.

Wilh. Oesterhaus-Detmold.

30. Wir sind auf der Wacht!

Über der Nordsee ruht nächtiges Grau,
und der Himmel trägt bleiernes Licht,
der Westwind steht, und die Zeit ist rauh,
und der Nebel liegt schwer und dicht.
Kein Riemen klatscht und kein Segel schlägt,
nur Dunkel und wogendes Meer
und alles Leben wie fortgefegt
und die Weite verlassen und leer.

Da bricht's aus der Mitte wie sirrender Stahl —
und jetzt raunt es und ruft durch die Nacht,
tönt durch Welle und Nebel und Wind als Choral:
Sie sind da — sie sind auf der Wacht!

Es braust aus der Tiefe rauschend empor,
ein Tier aus urweltlicher Zeit
sucht mit starrendem Auge, mit horchendem Ohr:
Ich bin da — und ich bin bereit!
Ich berge mein Herz hinter eiserner Wand,
und das Blut meines Herzens ist rot,
ist deutsch und will kämpfen für deutsches Land
und fürchtet nicht Grauen und Tod.
Sein Atem hämmert, die Schraube saust,
und es stampft wie ein Roß vor der Schlacht,
und es starrt in den Nebel und dräuet und braust:
Ich bin da — ich bin auf der Wacht!

Jetzt gleitet durch Fernen ein dunkler Traum —
nicht Lichter am Bug und am Heck —
der Kiel schleppt weißen aufkräuselnden Schaum,
schwarz starren die Rohre auf Deck.
Und das stählerne Tier mit dem roten Blut
versinkt in dem schweigenden Meer,
und das Schiff gleitet näher auf wogender Flut,
denn die See ist verlassen und leer. —

Jetzt bricht durch den Nebel, der ihn umspinnt,
der Panzer in drohender Pracht,
und ihn warnet nicht Woge, nicht Welle, nicht Wind:
Sie sind da — sie sind auf der Wacht!

Da klirrt es wieder wie sirrender Stahl
und schnellt aus der Tiefe ans Licht
und speit den glühenden, blitzenden Strahl,
daß er gleißend das Dunkel durchbricht —
Und drüben ein Schlag und rotlohende Glut —
ein Bersten — ein jagender Schrei — —
die deutschen Blaujacken treffen so gut —
und bald ist alles vorbei. —
Die See rauscht auf, und Nebel braut,
und in bleiernem Licht schweigt die Nacht —
und ein suchendes Auge starrt und schaut:
Wir sind da — wir sind auf der Wacht!

Karl Rosner.

31. Die Seeschlacht am Skagerrak.

In einer Stimmung zwischen Zweifel und Hoffen verließ unsere Flotte in den letzten Maitagen des Jahres 1916 ihre Heimathäfen.

Auf der Fahrt, die dieses Mal nordwärts, in Richtung des Skagerraks führte, deutete nichts auf besondere kommende Ereignisse. Es war kein Anhaltspunkt dafür gegeben, der die Anwesenheit des Feindes, geschweige denn der ganzen englischen Flotte vermuten ließ.

Plötzlich, am 31. Mai, etwa 4 Uhr 30 Minuten nachmittags, ging von den auf dem linken Flügel aufklärenden kleinen Kreuzern die Meldung ein, daß leichte feindliche Streitkräfte in Sicht seien. Wie ein Bann löste es sich von den Seelen. Es waren Minuten atemloser Spannung, als von allen Seiten des Horizonts kleine Kreuzer, Torpedoboote und schließlich die ihnen zur Unterstützung beigegebenen 5 Panzerkreuzer, weiße Schaumkämme vor dem in

höchster Fahrt gehobenen Bug, der Stelle zustürmten, an der der Feind gesichtet war. Bald blitzte wie Wetterleuchten am westlichen Horizonte das erste Mündungsfeuer der Geschütze unserer kleinen Kreuzer auf. Der ferne Donner rollender Salven kündete das nahende Gewitter.

„Klar Schiff zum Gefecht!" Wer diesen schmetternden Ruf je gehört, wird den begeisternden Zauber des Augenblicks nie vergessen. Er könnte Tote erwecken. In wenigen Minuten waren die letzten Vorbereitungen getroffen, und nach kurzer, fliegender Hast standen die Besatzungen angetreten, wie in Reih' und Glied.

Der Punkt, auf den die Streitkräfte zusteuerten, liegt etwa 90 Seemeilen (160 Kilometer) westlich von der Stelle, wo die westjütische Küste nach Osten einspringt.

Die Schlacht ist dann in diesem Gebiete auf einem etwa 30 Seemeilen (etwa 50 Kilometer) breiten Raume geschlagen worden. Von der englischen Küste liegt dieses Seegebiet nur wenig weiter ab als von Helgoland.

Unsere Kreuzer stießen zunächst auf 5, dann auf 8 kleine feindliche Kreuzer. Der Feind, der mehrere Flottillen modernster großer Zerstörer bei sich führte, wich unsern kleinen Kreuzern zunächst in nordwestlicher Richtung aus. 5 Uhr 20 Minuten nachmittags sichteten unsere Panzerkreuzer im Westen Rauchwolken. Bald darauf wurden 6 große Schiffe, welche in zwei Kolonnen östlich steuerten, erkannt.

Sie bildeten das erste englische Schlachtkreuzergeschwader. Unsere 5 Panzerkreuzer wurden von dem Vizeadmiral Hipper mit höchster Fahrt an die feindliche Linie herangeführt. Die Gegner hatten sich gefunden.

Die Tagschlacht.

5 Uhr 49 nachmittags wird von uns auf etwa 13 000 Meter mit der schweren Artillerie im laufenden Gefecht das Feuer auf die feindliche Linie eröffnet, die sofort lebhaft antwortet. Die Luft erzittert unter den sich schnell folgenden Salven aus schwerstem Kaliber. Auf deutscher Seite sind 44, auf englischer Seite 48 schwere Geschütze in voller Tätigkeit. Nach etwa

15 Minuten des Feuerkampfes, also kurz nach 6 Uhr, erfolgt auf dem Schlußschiff der englischen Linie, dem Schlachtkreuzer „Indefatigable", durch einen Artillerie-Treffer verursacht, eine gewaltige Explosion. Eine schwarze Qualmwolke, die wohl 100 Meter Höhe erreicht, schießt himmelwärts, hüllt das Schiff ein, und als sie sich nach ¼ Stunde verzieht, ist der Platz leer. Dieser Ausfall bringt eine fühlbare Entlastung. Auch bei uns treten natürlich Treffer ein. Die stählernen Körper erzittern unter der Wucht der Schläge. Unter Führung der Offiziere beginnt im Schiffsinnern der harte Kampf gegen die Verwüstungen der Geschosse und der nachdrängenden Elemente, Feuer und Wasser, die gegen Freund und Feind blind wütend ihre vernichtenden Kräfte entfesseln. Mancher Brave sinkt mit zerschmetterten Gliedern in ewigen Schlaf. Für die Verwundeten gibt es keinen sicheren Platz. Der Arzt steht wie jeder Kämpfer im feindlichen Feuer. Alles arbeitet mit höchster Kräfteanspannung: der Offizier, der Mann am Geschütz, der schweißüberströmte Heizer vor den Feuern. Draußen schlagen Salven, masthohe breite Wassersäulen auftürmend, oft so dicht neben dem Schiffe ein, daß die herabstürzenden Wassermassen auf das Deck niederdonnern. Schwirrend sausen dichte Splitterschwärme über Deck und durch die Aufbauten. Mächtige Stichflammen zischen lohend aus den Sprengwolken der Riesengeschosse, alles, was sie treffen, zerschmelzend und verkohlend.

Etwa 6 Uhr 20 Minuten nachmittags schließt sich an das feindliche Schlachtkreuzergeschwader, bei dem sich unsere Feuerwirkung sehr bemerkbar macht, aus Nordwest als wertvolle Unterstützung eine Division von 5 Schiffen der neuesten mit 38-Zentimeter-Geschützen bewaffneten schnellen Linienschiffe heran. Nachdem sie einige Salven aus ihren gewaltigen Geschützen gegen unsere kleinen Kreuzer, die noch rückwärts der Panzerkreuzer stehen, auf etwa 24 000 Meter entsandt haben, schwenkt das Feuer auf unsere Panzerkreuzer.

Um die jetzt beim Feinde eintretende erhebliche Überlegenheit nach Möglichkeit auszugleichen, brechen 6 Uhr 20 Minuten unsere

Torpedobootsflottillen zum Torpedoangriff auf die feindliche Linie vor, aus der heraus sich ihnen etwa 15 bis 20 modernste große Zerstörer entgegenwerfen. Die vorstürmenden Massen kommen einander bis auf 1000 Meter nahe. Im Vorbeilaufen kommt es zum Artilleriekampf, in den von unserer Seite auch der kleine Kreuzer „Regensburg" eingreift. Zwei unserer Boote werden infolge von Artillerietreffern bewegungsunfähig. Ihre Besatzungen können von anderen Booten unserer Flottillen mitten im feindlichen Feuer aufgenommen werden. Ein feindlicher Zerstörer sinkt infolge von Artillerietreffern. Ein anderer wird durch Torpedoschuß unserer Boote vernichtet. Zwei weitere Zerstörer bleiben mit schweren Beschädigungen auf dem Kampfplatze zurück und werden später durch Schiffe und Torpedoboote unseres Gros nach Rettung aller Überlebenden vernichtet. Nach der Entwicklung dieses Teilkampfes ereignet sich auf dem dritten feindlichen Schlachtkreuzer von der Spitze, der „Queen Mary", eine furchtbare Explosion. Über der dunklen, von roten Flammen durchzuckten Wolke, sieht man die Masten des Schiffes nach innen zusammensinken. Noch ehe der Qualm verweht, hat sich das Meer über dem zerschmetterten Riesenleib geschlossen. Leichen, Wrackteile und wenige sich an ihnen festklammernde Überlebende, die in einer späteren Entwickelung des Kampfes von unseren Torpedobooten aufgenommen werden, bezeichnen die Stätte.

Um diese Zeit wird unser Linienschiffsgros, bestehend aus drei Geschwadern, nördlichen Kurs steuernd, gesichtet. Die feindlichen schnellen Verbände drehen darauf nach Norden ab.

Damit ist nach etwa einstündigem Kampfe der erste Gefechtsabschnitt, die Kreuzerschlacht, abgeschlossen. Er endet trotz zeitweiliger erdrückender Überlegenheit des Gegners — 6 Schlachtkreuzer und 5 schnelle Linienschiffe gegen 5 Panzerkreuzer — mit der Vernichtung von zwei englischen Schlachtkreuzern und von 4 der modernsten Zerstörer gegenüber dem Verluste von zwei unserer Torpedoboote, deren Besatzungen von uns gerettet werden, erheblich zu unsern Gunsten.

Unterdessen ist es etwa 7 Uhr nachmittags geworden. Der Flottenchef, Admiral Scheer, übernimmt von da ab unmittelbar die Führung.

Etwa 7 Uhr 45 Minuten nachmittags lösen sich die bis dahin in der Nähe des englischen Schlachtkreuzergeschwaders stehenden kleinen Kreuzer und Zerstörer von diesen los und wenden sich in schnellem Angriff gegen unsere Panzerkreuzer, die den auf sie abgefeuerten Torpedos durch Abwenden ausweichen. Während sich unsere kleinen Kreuzer mit den bei ihnen stehenden Torpedobooten diesem Angriff entgegenwerfen, erhalten sie überraschend Feuer aus schwerem Geschütz aus nordöstlicher Richtung. Aus der den nördlichen und nordöstlichen Horizont überlagernden schmutzigen Dunstschicht treten schattenhaft einzelne Schiffsrümpfe feindlicher Schlachtschiffe hervor. Da das feindliche Feuer schnell an Heftigkeit zunimmt, drehen unsere kleinen Kreuzer den Panzerkreuzern nach. Sie erhalten dabei schwere Treffer. „Wiesbaden" wird durch einen Schuß in die Maschine manövrierunfähig und muß stoppen. Teile unserer Flottillen gehen, die Gefahr der sich plötzlich enthüllenden Lage erkennend, unverzüglich zum Torpedoangriff gegen die neu auftretenden Linienschiffe vor. Im Anlauf näher kommend, erkennen sie eine lange Linie von mindestens 25 Schlachtschiffen.

Der Angriff wird trotz des gewaltigen Feuers an die feindliche Linie herangetragen. Um die seit 8 Uhr im Feuer stilliegende „Wiesbaden" entspinnt sich sofort ein heißes Ringen. Unser Torpedoboots-Angriff auf die im Nordosten gesichteten Linienschiffe trifft auf feindliche Zerstörer, die unter Führung eines kleinen Kreuzers nach Westen durchzubrechen versuchen. In dem sich entspinnenden Artilleriegefecht werden zwei Zerstörer, darunter einer mit der Bezeichnung 04, zum Sinken gebracht. Der kleine Kreuzer und zwei weitere Zerstörer werden sehr beschädigt. Ein in dieser Zeitspanne in der Richtung der treibenden „Wiesbaden" von englischer Seite durchgeführter Angriff trifft, wohl infolge des Dunstes, überraschend auf unsere Panzerkreuzer und auf das Gros. Von den kleinen Kreuzern wird durch Schiffe des

Spitzen-Geschwaders einer versenkt, ein anderer schwer beschädigt. Der Rest entkommt. Der Stoß der feindlichen Panzerkreuzer bricht unter großen Verlusten zusammen. „Defence" und „Black Prince" werden nach heftigen durch Treffer hervorgerufenen Explosionen bewegungsunfähig und sinken. Der Panzerkreuzer „Warrior" erreicht als Wrack noch die feindliche Linie und muß später aufgegeben werden.

Nun entbrennt ein furchtbarer Artilleriekampf. Auf englischer Seite treten mehr als 50 der neuesten 38-Zentimeter-Geschütze und wohl 250 anderer schwerer (34,3 und 30,5 Zentimeter) Geschütze in Tätigkeit. Unsere Panzerkreuzer und ein Teil unserer Linienschiffe verschwinden zeitweise in Wassersäulen und Sprengwolken. Aber auch beim Feinde wird gute Wirkung beobachtet. Auf unseren Schiffen kommen alle Waffen zur Geltung. Besonders zwischen 8 Uhr 20 Minuten und 8 Uhr 30 Minuten werden viele Treffer, zum Teil von mächtigen Stichflammenerscheinungen und Explosionen begleitet, deutlich gesehen. Von mehreren Stellen wird einwandfrei beobachtet, daß 8 Uhr 30 Minuten ein Großkampfschiff unter ganz ähnlichen Begleiterscheinungen in die Luft fliegt wie vorher „Queen Mary". Ferner sinkt der Schlachtkreuzer „Invincible", schwer getroffen, in die Tiefe. Ein anderes Schiff hat schon vorher einen Torpedotreffer erhalten, einem vierten ist anscheinend die Rudereinrichtung zerschossen; es fährt einen Kreis, und seine Artillerie schweigt. Auf unserer Seite vermag von 8 Uhr 45 Minuten ab der neue Panzerkreuzer „Lützow" seinen Platz nicht mehr zu behaupten. Nach wenigstens 15 schweren Treffern muß er seine Fahrt vermindern, bleibt aber noch bewegungsfähig und zieht sich aus dem Gefecht. Der Befehlshaber der Aufklärungskräfte, Vizeadmiral Hipper, schifft sich mitten im Feuer an Bord eines Torpedoboots auf einen anderen Panzerkreuzer um. Etwa um diese Zeit werden Teile unserer Flottillen auf das feindliche Gros zum Angriff gebracht und kommen gut zu Schuß. Dröhnende Erschütterungen werden gehört. Eine Flottille verliert eins ihrer Boote durch einen Treffer. Ein feindlicher Zerstörer wird, durch einen Torpedo getroffen, sinkend gesehen.

Nach diesem heftigen Stoße mitten in den überlegenen Feind hinein verlieren die Gegner einander in Rauch und Pulverqualm aus Sicht. Als das Artilleriegefecht dabei kurze Zeit vollkommen verstummt, setzt der Flottenchef alle zur Verfügung stehenden Kräfte zu einem neuen Stoße an.

Der Sturm wird bis auf 6000 Meter herangetragen. Mehrere Flottillen brechen zum Torpedoangriff vor und verschwinden bald in dichtem Qualm. Sie kommen zum Schuß und kehren trotz stärkster Gegenwirkung mit dem Verluste nur eines Bootes zu ihrem Geleitkreuzer zurück.

Nach diesem zweiten wuchtigen Stoße reißt in der von Geschützqualm und Rauchqualm erfüllten Luft der erbitterte Feuerkampf abermals ab.

Unsere Torpedoboote gehen ein wenig später zum neuen Angriff über. Sie durchbrechen die Qualmwolke und finden das feindliche Gros nicht mehr vor. Nur in nordöstlicher Richtung werden noch kleine Kreuzer und Zerstörer bemerkt. Auch als der Flottenchef die Kampflinie etwa in gleichem Kurse, auf dem der Feind zuletzt gesehen worden ist, entwickelt und heranführt, wird der Gegner nicht mehr angetroffen. Wohin er vor dem vorbereiteten dritten Stoße ausgewichen ist, kann nicht festgestellt werden.

Mit dem Verstummen der Geschütze um 9 Uhr 30 Minuten abends kann die Tagschlacht als beendet angesehen. Das Ergebnis ist auf der Seite des Gegners der Verlust eines seiner neuesten Linienschiffe, eines Schlachtkreuzers, dreier Panzerkreuzer — „Defence", „Black Prince" und „Warrior" —, eines kleinen Kreuzers und von wenigstens zwei Zerstörern. Andere Schiffe, darunter eins der Linienschiffe und das Schlachtschiff „Marlborough", zwei kleine Kreuzer und mehrere Zerstörer haben erhebliche Beschädigungen erlitten. Auf unserer Seite sind zwei Torpedoboote versenkt. „Wiesbaden" bleibt auf dem Kampfplatz liegen und sinkt später. Der Panzerkreuzer „Lützow" ist gefechtsunfähig. Schon nach dem lediglich materiellen Maßstabe gemessen, schließt dieser Hauptgefechtsabschnitt der Tagschlacht mit einem vollen Erfolge unserer Waffen.

Nur noch einmal, um 10 Uhr 30 Minuten abends, lebt in der späteren Dämmerung der Kampf für kurze Zeit wieder auf. Unsere Panzerkreuzer sichten in südlicher Richtung 4 feindliche Großkampfschiffe, auf die sie sofort das Feuer eröffnen. Als zwei unserer Linienschiffsgeschwader in das Artilleriegefecht eingreifen, dreht der Feind ab und verschwindet im Dunkel.

Die Nachtkämpfe.

Den Verlauf der Nachtkämpfe hier eingehend zu schildern, ist wegen der Fülle der Einzelheiten unmöglich. Es entwickeln sich hauptsächlich Torpedobootkämpfe. Zahllose Torpedolaufbahnen werden während dieser Angriffe von unseren Schiffen gesichtet, aber nur unser kleiner Kreuzer „Rostock" erhält einen Torpedotreffer. „Elbing" wird bei einem unvermeidlichen Manöver beschädigt. Beide Schiffe müssen später verlassen werden. Die Besatzungen werden bis zum letzten Mann von unseren Torpedobooten an Bord genommen. In den Morgenstunden fällt unser älteres Linienschiff „Pommern" einem Torpedoschuß zum Opfer. Auf feindlicher Seite sinkt noch brennend ein großer Panzerkreuzer. Von den beschädigten feindlichen Zerstörern bleiben aus den Gefechten mehrere, wie lohende Fackeln brennend, liegen. Unter ihnen werden zwei der neuesten Zerstörerschiffe festgestellt. Die Überlebenden der Besatzungen werden von uns gerettet, die Schiffe in sinkendem Zustande zurückgelassen. Auch unsere Torpedoboote finden Gelegenheit, sich während der Nacht mit den englischen Zerstörern zu messen. Nur ein Boot geht verloren, es ist auf eine vom Feinde gelegte Mine gelaufen. Unsere tapfere „Lützow", die die Nachtfahrt noch mit mittlerer Geschwindigkeit angetreten hat, hält sich noch lange manövrierfähig.

Als das Frührot des 1. Juni am östlichen Himmel aufdämmerte, erwartete jeder, daß die erwachende Sonne die zu neuer Schlacht aufgefahrene englische Linie beleuchten werde. Diese Erwartung wurde getäuscht. Der Horizont ringsum war leer, soweit das Auge reichte.

An englischen Kräften sind festgestellt:

Großkampfschiffe	wenigstens	28
Schlachtkreuzer	"	9
Ältere Panzerkreuzer	"	6
Kleine Kreuzer	"	20
Zerstörerführerschiffe und Zerstörer	weit über	100

An schweren Geschützen waren zur Stelle:

38 Zentimeter-Geschütze	über	60
34,3 Zentimeter-Geschütze	"	160
30,5 Zentimeter-Geschütze	"	130

Die Verluste durch feindliche Gegenwirkung betragen:

	Engl.	Deutschl.
Großkampfschiffe	1	—
Großkampfpanzerkreuzer	3	1*)
Ältere Linienschiffe	—	1
Ältere Panzerkreuzer	4	—
Kleine Kreuzer und Zerstörerführerschiffe	3	3
Zerstörer (Torpedoboote)	12	5

Das Kräfteverhältnis war ungefähr: 2 : 1.

Das Verhältnis der Verluste:

Großkampfschiffe	4 : 1
Kleinere Fahrzeuge	2 : 1

Daß die Seeschlacht vor dem Skagerrak keine ausgesprochene Entscheidungsschlacht war, ist jedem Deutschen klar. Wenn aber mit Recht der Erfolg nach dem Verhältnis der Streitkräfte und ihrer Verluste beurteilt wird, dann hat ohne Zweifel die deutsche Flotte ihn davongetragen.

(Nach amtlichen Quellen.)

32. Nach dem Seesieg am Skagerrak

hielt unser Kaiser den Abordnungen sämtlicher an der Seeschlacht beteiligt gewesenen Schiffe eine Ansprache, in der es heißt:

*) Erst nach der Schlacht aufgegeben.

„. . . So gehobenen Herzens wie am heutigen Tage habe ich noch nie eine Fahrt zu euch gemacht. Jahrzehntelang hat sich die Mannschaft der deutschen Flotte aus allen deutschen Gauen zusammengesetzt und zusammengeschweißt in mühevoller Friedensarbeit, immer mit dem einen Gedanken: wenn es losgeht, dann wollen wir zeigen, was wir können. Und es kam das große Jahr des Krieges. Neidische Feinde überfielen unser Vaterland. Heer und Flotte waren bereit. Aber für die Flotte kam nun eine schwere Zeit der Entsagung. Während das Heer in heißen Kämpfen gegen übermächtige Feinde allmählich die Gegner niederringen konnte, einen nach dem anderen, wartete und harrte die Flotte vergeblich auf den Kampf. Die vielfachen einzelnen Taten, die ihr beschieden waren, sprachen deutlich von dem Heldengeist, der sie beseelte. Aber so, wie sie es ersehnte, konnte sie sich doch nicht betätigen. Monate um Monate verstrichen. Große Erfolge auf dem Lande wurden errungen, und noch immer hatte die Stunde für die Flotte nicht geschlagen. Vergebens wurde ein Vorschlag nach dem andern gemacht, wie man es anfangen könne, den Gegner herauszubringen. Da endlich kam der Tag. Eine gewaltige Flotte des meerbeherrschenden Albion, das seit Trafalgar hundert Jahre lang über die ganze Welt den Bann der Seetyrannei gelegt hatte, den Nimbus trug der Unüberwindlichkeit und Unbesiegbarkeit — da kam sie heraus . . .

Und was geschah? Die englische Flotte wurde geschlagen. Der erste gewaltige Hammerschlag ist getan, der Nimbus der englischen Weltherrschaft geschwunden.

Wie ein elektrischer Funke ist die Nachricht durch die Welt geeilt und hat überall, wo deutsche Herzen schlagen, und auch in den Reihen unserer tapferen Verbündeten beispiellosen Jubel ausgelöst. Das ist der Erfolg der Schlacht in der Nordsee. Ein neues Kapitel in der Weltgeschichte ist von uns aufgeschlagen. Die deutsche Flotte ist imstande gewesen, die übermächtige englische Flotte zu schlagen. Der Herr der Heerscharen hat eure Arme gestählt, hat euch das Auge klar gehalten.

Ich aber stehe heute hier als euer oberster Kriegsherr, um tiefbewegten Herzens euch meinen Dank auszusprechen. Ich stehe

hier als Vertreter und im Namen des Vaterlandes, um euch seinen Dank, und im Auftrag und im Namen meines Heeres, um euch den Gruß der Schwesterwaffe zu überbringen.

Jeder von euch hat seine Pflicht getan am Geschütz, am Kessel, in der Funkerbude. Jeder hatte nur das große Ganze im Auge. Niemand dachte an sich, nur ein Gedanke beseelte die ganze Flotte, es muß gelingen: der Feind muß geschlagen werden.

So spreche ich den Führern, dem Offizierkorps und den Mannschaften vollste Anerkennung und Dank aus. Auf alles war die Welt gefaßt, auf einen Sieg der deutschen Flotte über die englische nie und nimmermehr. Der Anfang ist gemacht. Dem Feind wird der Schreck in die Glieder fahren!

Kinder! Was ihr getan habt, das habt ihr getan für unser Vaterland, damit es in Zukunft auf allen Meeren freie Bahn habe für seine Arbeit und seine Tatkraft. So ruft denn jetzt: unser teures, geliebtes, herrliches Vaterland Hurra! Hurra! hurra!"

33. Deutsches Soldatenlied.

Von Hermann Löns.

Heute wollen wir ein Liedlein singen,
trinken wollen wir den kühlen Wein,
und die Gläser sollen klingen;
denn es muß geschieden sein.
Gib mir deine Hand, deine weiße Hand,
leb wohl, mein Schatz, leb wohl;
denn wir fahren gegen Engeland!

Unsre Flagge, und die weht auf dem Maste,
sie verkündet unsres Reiches Macht;
denn wir wollen es nicht länger leiden,
daß der Englischmann darüber lacht.
Gib mir deine Hand, deine weiße Hand,
leb wohl, mein Schatz, leb wohl;
denn wir fahren gegen Engeland!

Kommt die Kunde, daß ich bin gefallen,
daß ich schlafe in der Meeresflut,
weine nicht, mein Schatz, um mich und denke,
für das Vaterland, da floß sein Blut.
Gib mir deine Hand, deine weiße Hand,
leb wohl, mein Schatz, leb wohl;
denn wir fahren gegen Engeland!

34. Schiffsjungeneinstellung bei der Marine.

Wie noch nicht allgemein bekannt sein dürfte, werden auch in diesem Jahre Anfang Oktober wieder Schiffsjungen bei der Kaiserlichen Marine eingestellt. Kräftige und völlig gesunde Jungen, welche die seemännische Laufbahn bei der Kriegsmarine einschlagen wollen, können sich jederzeit persönlich beim nächsten Bezirkskommando oder, wenn dazu Gelegenheit vorhanden, beim Kommando der Schiffsjungen-Division auf S. M. S. „König Wilhelm" in Flensburg-Mürwik melden. Am Tage des Eintritts darf der Anwärter nicht weniger als 15 und nicht mehr als 18 Jahre sein. Verlangt wird nur abgeschlossene Volksschulbildung. Das Bezirkskommando besorgt die vorläufige ärztliche Untersuchung und Anmeldung. Der Schiffsjunge genießt dann eine zweijährige kostenfreie seemännische und militärische Ausbildung, verbunden mit Schulunterricht in Deutsch, Rechnen, Geschichte, Erdkunde usw.; auch Musik und Sport wird getrieben. Nach zwölf Jahren aktiver Dienstzeit erwirbt er sich den Zivilversorgungsschein, der ihn zur Annahme einer Beamtenstelle bei Staats-, Reichs- und Kommunalbehörden berechtigt. Bei längerem Dienst in der Marine kann er Deckoffizier werden. Als solcher ist er pensionsberechtigt. Besonders befähigte Jungen, die die Feuerwerkerlaufbahn einschlagen, können Feuerwerksoffiziere werden. Dem Schiffsjungen stehen außerdem noch folgende Deckoffizier-Laufbahnen offen: Stückmeister-, Bootsmanns-, Steuermanns-, Torpedosteuermanns-, Unterseebootssteuermanns-, Signalmeister-Laufbahn. Nähere Nachrichten in Schiffsjungen-

Angelegenheiten, über Löhnungs- und Gehaltsverhältnisse usw. erteilen die Bezirkskommandos und das Kommando der Schiffsjungen-Division in Flensburg-Mürwik, welches auf Wunsch ein gedrucktes Heft mit näheren Nachrichten kostenlos zur Verfügung stellt.

35. Graf Zeppelin.

Graf Zeppelin hat es in seinem langen Leben reichlich erfahren, wie wahr das Goethesche Wort ist: „Denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein." Das gilt zuerst äußerlich in Bezug auf seine Laufbahn. In seiner Jugendzeit nahm er am nordamerikanischen Bürgerkriege teil. 1870 machte er als Dragonerrittmeister gleich anfangs durch einen tollkühnen Erkundungsritt von sich reden. Das Wort gilt aber hauptsächlich von dem harten Ringen für sein großes Lebenswerk.

Im Jahre 1891 nahm er als Generalleutnant seinen Abschied, um sich am Bodensee ganz seinen schon seit 1873 in den Grundzügen erdachten Plänen für ein lenkbares Luftschiff hinzugeben. Graf Zeppelin suchte seinen Weg mit dem starren Luftschiffe und dem Ballon-Zellensystem zu erreichen, sowie mit der Verteilung der Motoren auf zwei Gondeln. Alle diese Gedanken waren ebenso ursprünglich wie die Verwendung von Aluminium als Baumaterial. Er arbeitete rastlos für seine Gedanken, für die er auch durch Vorträge Interesse zu erwecken suchte. Das erste Zeppelinluftschiff war im Juni 1900 fertig, 128 Meter lang und 24 Meter hoch. Es legte beim ersten Aufstieg am 2. Juli in 17½ Minuten 6 Kilometer zurück und stieg am 17. Oktober zu einer 1½stündigen Fahrt auf. Aber die Erfolge genügten nicht, um über die vielerlei Schwierigkeiten und Widerstände hinwegzuhelfen.

Zu einem zweiten, besseren Modell fehlten dem Grafen die Mittel. Erst ein „Notruf zur Rettung der Flugschiffahrt", den er im Oktober 1903 ausgehen ließ, verschaffte sie ihm. Mit dem zweiten Luftschiffe hatte er jedoch kein Glück. Bei der Probefahrt

am 17. Januar 1906 versagten die Motoren, so daß das abgetriebene Luftschiff im Allgäu so unglücklich niederging, daß es abmontiert werden mußte.

Das im Herbst fertig werdende dritte Luftschiff machte seine Fahrten mit besserem Erfolge. Die in Berlin am 31. Juli 1906 gegründete Motorluftschiff-Studiengesellschaft nnterstützte ihn, und 1907 gab auch das Reich dem Grafen eine vom Reichstage bewilligte halbe Million als Beihilfe.

Das vierte Luftschiff von 1907 ist dasjenige, das nach zwei berühmten Fahrten durch die Schweiz und nach Mainz auf der Rückfahrt bei Echterdingen zugrunde ging. Jetzt rührte sich das ganze deutsche Volk für den rastlos ringenden Grafen. Dank der „Zeppelinspende" konnte der neue „Z. 2" gebaut werden. Mit dem weiter gebauten „Z. 3" unternahm dann der Graf 1909 die große erfolgreiche Fahrt nach Berlin.

Seitdem war der Erfolg des Lebenswerkes des Grafen Zeppelin gesichert. Die höchsten Triumphe errang er nach dem Ausbruche des Krieges, der sein Werk in einem Zustande fand, der über alle Kinderkrankheiten hinaus war.

Der am 8. März 1917 verewigte Graf hat unermüdlich einen harten Kampf gekämpft bis zum endlichen Triumphe. Gott hat ihn begnadet, daß er ihn noch so reiche Früchte seines Schaffens erleben ließ. Aber das deutsche Volk betrauert ihn mit dem Gefühle, daß er uns noch zu früh entrissen ist. Der Ruhm seines Namens als eines Eroberers des Reiches der Lüfte leuchtet über seine Gruft hinaus. Noch heute haben unsere Gegner nichts den Zeppelinen annähernd Gleichwertiges aufzuweisen. Möge diese Waffe im Kampfe sich auch fernerhin noch glorreich bewähren und an ihrem Teile zur Erringung des völligen Endsieges beitragen!

36. Boelcke und Immelmann.

Das deutsche Volk kann stolz sein auf seine Fliegerhelden; kein anderes Volk hat solche Helden der Luft im gegenwärtigen großen Völkerringen aufzuweisen. Obenan stehen die viel-

genannten und berühmten Flieger: Hauptmann Boelcke und Oberleutnant Immelmann. Sie gehören mit zu den Volkshelden, die später noch die Geschichte verherrlichen wird.

Als Sohn eines Oberlehrers in Halle a. S. geboren, besuchte Boelcke, als sein Vater in Dessau wirkte, das Gymnasium, um sich später dem Militärberufe zu widmen. Schon als Knabe zeigte er zu demselben die größte Lust und Liebe. Still und bescheiden ging er seinen Weg und war seinen Schülern stets ein lieber Freund und aufrichtiger Kamerad; fleißig, treu und gewissenhaft erledigte er seine Arbeiten, welche die höhere Schule mit all ihren vielen Unterrichtsgegenständen mit sich brachte. Besonderes Talent entwickelte er im Turnen, Fechten und Schwimmen, so daß er mit Lehrern und Schülern seiner Klasse oft weite Turnmärsche unternahm, die später durch seinen Vater, der ihn mit zu seinen Alpenfahrten nahm, weiter ausgedehnt wurden. Hier bewies er durch das kühne Besteigen der hohen Berge seinen Mut und seine Unerschrockenheit.

Nach seiner Entlassung aus der Schule trieb es ihn zu den Soldaten. Zuerst trat er in Coblenz bei dem Telegraphen-Bataillon ein, war als Fernsprecher und Funker tätig und besuchte dann als Fahnenjunker die Kriegsschule in Metz, die er als Leutnant verließ. Nicht lange hielt er es aber bei der Fußtruppe aus; Flieger wollte er werden und meldete sich im Frühjahr 1914 nach Halberstadt zur Fliegerschule, wo er nach Beendigung seiner Studien die vorgeschriebene Prüfung als Flugzeugführer mit „sehr gut" bestand. Am 1. August 1914 brach der schreckliche Völkerkrieg aus, und B. kam nun sofort als Flieger nach dem Westen, um den Feind aufzuspüren und seine Bewegungen zu verfolgen. Die oberste Heeresleitung erkannte seine Tüchtigkeit, sie versetzte ihn als Kampfflieger in die Schlachtfelder von Metz, Artois und Verdun. Von hier aus unternahm er nun die kühnsten Flüge, sodaß sein Name fast täglich in den Heeresberichten der Zeitungen zu lesen war. — Mit ihm wetteiferte zu gleicher Zeit der ebenso kühne Flieger Immelmann. Längst hatte Boelcke das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse. Als er das 7. Flugzeug abgeschossen hatte, erhielt er zusammen mit Immelmann

vom Kaiser den höchsten militärischen Orden. Kurze Zeit darauf wurde er zum Oberleutnant befördert. Schlag auf Schlag folgte. Als er das 12. Flugzeug abgeschossen, erhielt er ein eigenhändiges Glückwunschschreiben seines kaiserlichen Herrn. Oder vielmehr, er erhielt es, als er bereits das 13. Flugzeug geholt hatte; denn ehe das kaiserliche Schreiben fertig war, war eine neue Siegeskunde von ihm da, und der Kaiser soll launig gescherzt haben: „Boelcke schießt schneller, als ich schreiben kann!"

Auszeichnung über Auszeichnung häufte sich auf den jungen Helden, sogar die Rettungsmedaille besaß er, die er für die Rettung eines 17jährigen jungen Mannes, eines französischen Jünglings, erhielt. Dabei blieb er in seinem Wesen einfach und bescheiden. Von all seinen Orden und Ehrenzeichen sah man gewöhnlich nur das Kreuz 1. Klasse an ihm. Einmal kam er urlaubsweise in einer Großstadt in ein Theater. Ein Schauspieler erkannte ihn und machte die Menge auf ihn aufmerksam, sie brach in Huldigungen aus, aber Boelcke — verschwand.

Am 22. Mai 1916 brachte er das 18. Flugzeug herunter, wofür der 25jährige zum Hauptmann befördert wurde. Nun hörte man längere Zeit nichts mehr von ihm. Als sein berühmter und kühner Kamerad Immelmann zu Tode gestürzt war, sorgte sich unser Kaiser sehr um Boelcke. Auf seine Veranlassung reiste Boelcke nach Konstantinopel und tat Dienst in der Türkei und Bulgarien. Als aber an der Westfront im Herbst 1916 der Luftkampf schärfer und größer wurde, tauchte er wieder auf, und neue Nachrichten von seinen Siegen brachten die Zeitungen. Bald hatte er das 30. Flugzeug abgeschossen. Immer höher ging die Freude an diesem Manne, aber höher stieg auch die leise Besorgnis um ihn. Auch bei seinen Feinden war er sehr geschätzt. Ein englischer Kapitän, den er lebend herunterholte, reichte ihm die Hand, als er hörte, daß er von Boelcke besiegt sei, mit den Worten: „Wenn ich nun einmal abgeschossen werden sollte, so freut es mich, daß dies durch einen so prächtigen Mann geschah."

Bald hatte er das 39. und 40. gegnerische Flugzeug erlegt. Da meldete der Draht am 28. Oktober 1916, daß Hauptmann

Boelcke im Verlauf eines Luftkampfes mit einem anderen Flugzeug zusammengestoßen und bei der Landung tödlich verunglückt sei. Das ganze deutsche Volk nahm Anteil an dem Tode dieses Fliegerhelden. Es liebt ihn und wird ihn um seiner Persönlichkeit willen lieben. Pflichterfüllung bis zum Äußersten, selbstlose Hingabe für das Wohl des Vaterlandes, — das waren die Grundzüge seines Heldentums.

(Nach: „Ich will ein Boelcke werden!" von Brüssau.)

Ihm ebenbürtig zur Seite stand sein kühner und tapferer Kamerad, der Oberleutnant Immelmann. Ein Feldgrauer, der Augenzeuge seines letzten Kampfes war, schreibt folgenden Brief:

Im Unterstande, den 19. Juni 1916.

. . . Gestern schrieb ich Dir, daß mir ein sehr schneller Eindecker in unserem Abschnitt aufgefallen sei. Nach den neuesten Erkundigungen führte ihn Immelmann und zwar bis gestern abend gegen 11 Uhr. Nun höre ich, daß er gefallen ist. Ich war — allerdings aus ziemlich großer Entfernung — Zeuge seines letzten Kampfes und Unterganges.

Wir fuhren mit der Bahn auf unseren Bestimmungsort zu. Es war ein prachtvoller, wenn auch kühler Sommerabend. Der Himmel war mit violetten und weißen Wolken bemalt und die Luft klar und sichtig. Drei oder vier englische Flieger waren trotz der späten Stunde zur Erkundung auf deutschem Gebiet tätig und wurden von unserer Artillerie sehr heftig beschossen. Unser Zug hielt an; wir nahmen nnsere Ferngläser heraus und verfolgten mit lebhaftestem Interesse die Vorgänge am Himmel.

Plötzlich tauchte mitten in den Schrapnellwölkchen, die wie schwarze Tintenkleckse auf dem violetten Untergrund versprengt waren, ein weiterer Flieger auf, gleich weit entfernt von zwei englischen Doppeldeckern. Dieses Flugzeug gab durch Leuchtrakete ein Signal, woraus man erkannte, daß es sich um einen deutschen Flieger handelte. Sofort hörte der Schrapnellregen auf. Die Aufmerksamkeit der Zuschauer stieg immer mehr, denn jetzt mußte etwas Besonderes kommen. Das sagte sich ein jeder, und

jeder bewunderte den tollkühnen Deutschen, der als Einzelkämpfer den Wettstreit mit der englischen Übermacht — die englischen Apparate waren Großkampfflugzeuge — aufnehmen wollte.

Der Deutsche stürzte sich sogleich auf einen Engländer, der auf seine Linie zu ausriß. Wir hören heftiges Maschinengewehrfeuer; der verfolgte Engländer setzt zum steilen Gleitflug an und sinkt schnell. Aber der andere Engländer verfolgt seinerseits den deutschen Apparat, so daß also alle drei Flugzeuge in einer Richtung von gleicher Höhe nach Westen sausen. Der deutsche Apparat wird dadurch gezwungen, seine Verfolgung aufzugeben und nach links auszubiegen. Dann verschwand er zeitweise unseren Blicken in den roten Wolken. Als er wieder in meinem Gesichtskreis erschien, flog er nach Osten, verfolgt von dem Engländer. Der deutsche Eindecker senkte sich in gemäßigtem Gleitflug bei Maschinengewehrfeuer von großer Heftigkeit. Dann näherte sich der Apparat des Deutschen immer mehr dem Boden und entschwand bei einer Fabrik mit einem dicken Schornstein aus meinem Gesichtskreis. Er war abgestürzt oder schnell gelandet. Heute erfuhr ich, daß der bekämpfte deutsche Apparat von Immelmann geführt war und dieser getötet sei. So fiel der unsterbliche Flieger.

37. Deutsche Flieger über Dünkirchen.

Zu den von deutschen Fliegern am heftigsten bombardierten Ortschaften gehört die französiche Kanalfestung Dünkirchen. In einem Genfer Blatte gab ein Mitarbeiter seine Eindrücke wie folgt wieder:

„Heute früh war schönes Wetter, und der Himmel war blau und klar. In den Straßen wogte eine sonntäglich gekleidete Menge auf und ab, aber die Spaziergänger schauten fast ohne Ausnahme in die Luft. Sollten die deutschen Flieger diesen schönen Tag benutzen, um einen ihrer Lieblingsangriffe auszuführen? In der Stadt war alles friedlich gestimmt. In die Kirche flutete eine große Schar andächtig

gestimmter Bürger, um die Messe zu hören. Ich befand mich gerade bei einem Barbier, als die Sturmglocke ertönte. Im Barbierladen herrscht die größte Aufregung. Man blickt hinaus. Die Leute laufen wie wahnsinnig durch die Straßen, Mütter reißen ihre schreienden Kinder mit sich. Auf der Spitze des Glockenturmes erscheint die blau-weiße Fahne, um anzuzeigen, daß sich ein Flugzeug nahe. Und bald hört man ein ununterbrochenes Schießen. Die Geschütze der Festung treten in Tätigkeit, die Beschießung der Stadt durch die Flieger steht bevor.

Im Barbierladen beginnt man unruhig zu werden. Die Kunden wollen sich im Keller verstecken; da aber jemand die Bemerkung fallen läßt, daß das Haus nicht sehr fest gebaut sei, ziehe ich es vor, auf die Straße zu gehen. Oben im Luftraum schwebt das Flugzeug in metallisch glänzendem Weiß. Es segelt dahin, unbekümmert um die Schrapnells, die garben- und büschelförmig rings um das Flugzeug explodieren und einen Kranz von watteweichen Rauchwolken bilden. Es ist ein unvergeßliches Schauspiel! Jetzt befindet sich der Flieger gerade über meinem Kopf; er will offenbar zu dem ganz in der Nähe gelegenen belgischen Kriegsministerium fliegen. Ich sehe, daß es gefährlich wird, diesem Schauspiel als müßiger Zuschauer beizuwohnen und suche eine Zuflucht. Aber wo eine finden? Ich habe nur die eine Empfindung: du mußt dich verstecken, mußt verschwinden, mußt dein Leben zu retten suchen.

Und ich laufe mit anderen Leuten in einen Keller. Man zündet Streichhölzer an, um den Ort, der uns Schutz bieten soll, einer näheren Besichtigung zu unterziehen. Von draußen dringt immer heftiger werdender Kanonendonner ein. Einer erzählt, daß in Malo, von wo er eben gekommen sei, ein Flugzeug zehn Menschenopfer gefordert habe, und daß auf der Landstraße zwei Tote lägen. Es vergehen ein paar Sekunden: uns dünken sie eine Ewigkeit. Plötzlich gibt es ein furchtbares Getöse; ihm folgt eine Erschütterung, die an ein Erdbeben erinnert.

Das ist eine Bombe, jetzt eine zweite, und das geht so zehn Minuten lang. Alles hält den Atem an: wird man in wenigen Augenblicken nicht vernichtet sein? Man öffnet ein wenig die Kellertür . . . die 75er schießen noch, die Maschinengewehre auch. Man wartet noch ein Weilchen, bis man nichts mehr hört. Nun, da die Gefahr vorüber ist, verläßt alles das Versteck, und bald füllen sich die Straßen wieder mit Menschen.

Aus der Kirche kommen die Beter, viele Frauen mit rotgeweinten Augen. Man hört im Vorübergehen: „Das drittemal seit zehn Tagen. . . . Es war ein ganzes Geschwader. . . . Ich habe zehn gezählt. . . . Das Haus des Dr. X. haben sie vollständig zertrümmert. . . . Ich begebe mich dorthin und sehe tatsächlich, daß das ganze zweistöckige Haus wie aufgerissen ist: die Außenmauer ist zerstört, und von der Straße sieht man auch das riesige Loch, das die Explosion gerissen, bis zum ersten Stock sämtliche Zimmer eingestürzt und sämtliche Möbel zersplittert. Alle Nachbarhäuser haben mehr oder weniger gelitten, alle Fensterscheiben sind zerbrochen. Die Familie X. hatte sich noch rechtzeitig in den Keller geflüchtet, und es ist ein wahres Wunder, daß niemand verletzt worden ist. Ich treffe Bekannte, die mir bestätigen, daß in Malo mehrere Tote und Verwundete liegen. Der Präsident sollte dorthin kommen (er kommt aber erst morgen), und die Deutschen, die immer vorzüglich unterrichtet sind, haben ihm ihren Gruß entbieten wollen; deshalb haben sie in Malo das Kasino beschossen, und die Flieger warfen Zettel hinunter, auf denen geschrieben stand: „Herzlich willkommen, Herr Poincaré!“

II. Von Kriegsschauplätzen und Kriegsmitteln.

38. Das neue Königreich Polen.

Am 5. November 1916 fand in dem großen Saale des Warschauer Schlosses die feierliche Erhebung Polens zum Königreiche statt. Die höchsten militärischen und staatlichen Würdenträger waren dazu eingeladen. Punkt 12 Uhr vormittags erschien der oberste militärische Verwaltungsbeamte von Polen, General der Infanterie von Beseler, mit seinen Offizieren und nahm aus der Hand seines Adjutanten Hauptmann von Heinitz das kaiserliche Verkündigungsschreiben entgegen. Mit lauter, oft bewegter Stimme verlas er dasselbe unter ehrerbietigem Stillschweigen der Versammlung. Dasselbe lautet:

An die Bewohner des Generalgouvernements Warschau!

Seine Majestät der Deutsche Kaiser und Seine Majestät der Kaiser von Österreich und Apostolischer König von Ungarn, getragen von dem festen Vertrauen auf den endgültigen Sieg ihrer Waffen und von dem Wunsch geleitet, die von ihren tapferen Heeren mit schweren Opfern der russischen Herrschaft entrissenen polnischen Gebiete einer glücklichen Zukunft entgegenzuführen, sind dahin übereingekommen, aus diesem Gebiet einen selbständigen Staat mit erblicher Monarchie und konstitutioneller Verfassung zu bilden. Die genauere Bestimmung der Grenze des Königreichs Polen bleibt vorbehalten. Das neue Königreich wird im Anschluß an die beiden verbündeten Mächte die Bürgschaften finden, deren es zur freien Entfaltung seiner Kräfte bedarf. In einer eigenen Armee sollen die ruhmvollen Überlieferungen der polnischen Heere früherer Zeiten und die Erinnerung an die tapferen polnischen Mitstreiter in dem großen Krieg der Gegenwart fortleben. Ihre Organisation, Ausbildung und Führung wird in gemeinsamem Einvernehmen geregelt werden.

Die verbündeten Monarchen geben sich der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß sich die Wünsche nach staatlicher und nationaler Entwicklung des Königreichs Polen nunmehr unter gebotener Rücksichtnahme auf die allgemeinen politischen Verhältnisse Europas und auf die Wohlfahrt und Sicherheit der eigenen Länder und Völker erfüllen werden.

Die großen westlichen Nachbarmächte des Königreichs Polen aber werden an ihrer Ostgrenze einen freien, glücklichen und seines nationalen Lebens frohen Staat mit Freuden neu erstehen und aufblühen sehen.

Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Deutschen Kaisers.

Der Generalgouverneur.

Hierauf übergab er dem Oberstleutnant Exzellenz Graf Hutten-Czapski den polnischen Text zur Verlesung. Die Versammlung brach zum Schluß in wiederholte Hochrufe und andauerndes Händeklatschen aus. Der Stadtverordneten-Vorsteher sprach sodann den Dank Polens aus und bat zum Schluß, den beiden hochherzigen Monarchen den Ausdruck des festen Glaubens der Polen an die gedeihliche Verwirklichung ihres Willens zu übermitteln und ihnen ihre tiefgefühlte Dankbarkeit auszudrücken. Es lebe ein freies und unabhängiges Polen!

Diese Rede rief erneute begeisterte Kundgebungen hervor. Man sah alte Männer Tränen vergießen. Ununterbrochen folgten Hochrufe auf das freie Polen und die verbündeten Monarchen. Nach wieder eingetretener Ruhe hielt General Exzellenz von Beseler eine Ansprache, an die anschließend die Militärkapelle die alte polnische Nationalhymne spielte. In demselben Augenblicke wurden auf dem Schloßturme und an allen Ecken des Schlosses die polnischen Fahnen aufgezogen. Als die Klänge durch die geöffneten Fenster ins Freie drangen, stimmten die im Schloßhofe und außerhalb versammelten Tausende entblößten Hauptes in das seit russischer Herrschaft streng verbotene Lied in tiefer Rührung ein. Die am Schloß hochgehenden Fahnen verkündigten weithin der harrenden Bevölkerung den denkwürdigen Augenblick.

Unendlicher, sich immer erneuernder Jubel begrüßte die Erfüllung der altnationalen Wünsche, die neue Zukunft Polens. Auf seiner Rückfahrt zur Wohnung wurde Exzellenz von Beseler überall mit begeisterten, dankerfüllten Kundgebungen begrüßt. Von den staatlichen Gebäuden wehten deutsche und polnische Flaggen nebeneinander. Zahlreiche Gebäude bis in entlegene Stadtteile zeigten die polnischen Farben. Reich bewegtes Straßenleben herrschte während des ganzen Nachmittags; studentische Verbindungen und Vereine zogen mit ihren Bannern unter Hochrufen die Straßen entlang. Am Nachmittag fand eine feierliche Sitzung der Stadtverordneten statt und abends wurde von der Stadt Warschau im Opernhause eine Festvorstellung veranstaltet.

So hat sich der nun über ein Jahrhundert alte Wunsch der Polen erfüllt, daß sie ein freies und selbständiges Volk geworden sind. Es wird nun nicht mehr von Rußland geknechtet und unterdrückt werden. Deutschland und Österreich-Ungarn haben, soweit es in ihrer Macht stand, den polnischen Untertanen jederzeit Entgegenkommen für ihre Wünsche gezeigt. Auch wurden ihnen stets dieselben Rechte wie allen anderen Bürgern eingeräumt, was seitens der Russen nur in sehr beschränktem Maße geschehen war. Möge deshalb das neu erstandene Königreich Polen der bitteren Lehren seiner alten Geschichte eingedenk bleiben und mögen sich alle Erwartungen, die Deutschland und Österreich-Ungarn auf das neue Königreich setzen, erfüllen!

39. In den Siebenbürger Pässen.

Von Adolf Zimmermann, Kriegsberichterstatter.

Wir stehen hier im Abschnitt der Paßkämpfe. Hochauf bäumt sich der Berg. Tiefe, verschneite Klüfte unterbrechen seine steile Felswand, die dicht an die Paßstraße herantritt. Droben hangen schwere Wolken; der Absturz besonders der höchsten Kanzeln tritt nur, wenn der Wind einmal besonders stark in sie hineinpustet, für eine Minute aus dem dichten Schleier hervor. Auch von den

Höhen und Kuppen zweiter Ordnung drüben auf der anderen Seite der Paßstraße schimmert es weiß, und die Berge geradeaus, in denen der Kampf tobt, zeigen erst recht ihr Winterkleid.

Zwischen den Kolonnen und seitwärts in den Tälern haben sich unsere Batterien eingenistet. Eingegraben wäre nicht das richtige Wort, wenigstens nicht im Sinne dessen, was man sonst darunter versteht; sie haben es hier nicht allzu nötig, da sie von Natur gegen Sicht gut gedeckt sind. Selbst die am wenigsten günstig gestellten kommen mit etwas Buschverkleidung aus, der Spaten hat bei ihnen allen meist nur so viel Arbeit gemacht, als erforderlich war, dem Geschütz Halt zu geben. Die Beobachter, nach deren Befehl geschossen wird, liegen auf den Bergen und Kuppen ringsum. Wie ein Spinnennetz ziehen sich ihre Fernsprechdrähte weithin über Fels und Höhen. Wer gut klettern kann, findet an ihnen entlang seinen Weg zu jeder Stellung. Es ist gewaltig viel Artillerie hier an der Paßstraße untergebracht, Artillerie von allen Kalibern. Und sie feuert in regelmäßigem Pulsschlag der einzelnen Geschütze den ganzen Tag über. Was Wunder, daß alle Augenblicke eine neue Munitionskolonne auf dem Wege nach vorn vorübertrabt. Andere gehen zum Munitionsempfang zurück. Das Klappern der Hufe, das Rasseln der Protzen und das Krachen der Geschütze bringt Leben in das Ganze. Aber als Grundton überwiegt doch spätherbstliche Wehmut, trotz des dumpfen Dröhnens, das aus der Ferne herüberdringt, und des hallenden Echos der feuernden Geschütze am Fels.

Jede Batterie und in ihr oft jedes Geschütz hat besondere Aufgaben. Die Haubitzen da beschießen tausend Rumänen, die in einem Seitental unmittelbar hinter der Kuppe rechts aussichtslos eingeschlossen sind. Sie bekommen alle 10 Minuten etwa eine Salve zur Beschleunigung ihres Entschlusses, sich zu ergeben. Mehr Munition an sie zu wenden, lohnt nicht. Sie müssen uns so wie so auf Gnade oder Ungnade kommen. Alle zwei bis drei Stunden machen die Eingeschlossenen einen Durchbruchsversuch. Man hört dann eine Zeitlang das Poltern ihres Kleingewehrfeuers, und die Haubitzen neben mir schießen etwas schneller, bis die Rumänen sich wieder geben. In der Zwischenzeit feuert die

Batterie in einen Ort an der Paßstraße vor uns hinein, der sturmreif gemacht werden soll. Der Mörser an der Straße rechts vor uns — ein großer Herr mit erheblichem Troß — hat die Höhe hinter demselben Ort zum Ziel und bewirft sie mit seinen halbmeterhohen Zuckerhüten. Der Ort ist überhaupt das Hauptziel des Feuers ringsum. Eine Batterie ungarischer Geschütze ein Stückchen weiter belegt die Straße hinter dem Ort mit Sperrfeuer. Dann wieder soll sie ein bestimmtes Ortsviertel ausschließlich bedenken. . . .

Eine neue Lage kracht hinaus; ob sie gesessen hat oder nicht, sieht der Beobachter auf der Kuppe droben. Der Beobachter ist zufrieden und befiehlt, als sein Telephon quakt, keine Änderung. Dagegen macht er auf eine schneebedeckte Kuppe aufmerksam, die gerade voraus auch von unserem Platz aus sichtbar ist. Durchs Glas ist dort deutlich Bewegung zu erkennen. Eine Truppe zieht, gegen den Feind durch den Kamm gedeckt, über einen Schneehang. Man sieht die Truppe sich vorsichtig über ein Schneefeld bewegen und dann in einem Wald verschwinden. Ein Teil ist zurückgeblieben, um die Kuppe zu behaupten. Das Manöver scheint vom Feinde aus bemerkt worden zu sein; man sieht Schrapnells über beide Gruppen springen. In der Tat ist der Unternehmung der erhoffte Erfolg schließlich versagt geblieben. Einer der Offiziere der ungarischen Batterie tritt an mich heran. „Man braucht nit viel bei sich zu haben, wenn man stürmen will. Ich war gestern Beobachter und hab' da grad' vor mir Deutsche stürmen sehen. Sie haben an' Berg gestürmt, um den wir uns lang' geplagt hatten, waren blitzschnell oben, kaum, daß sie angesetzt worden waren, und es war 'ne Pracht, wie sie die abziehenden Rumänen über den Hang hinab zusammengeschossen haben. Ich hab' mich geschämt, daß es kein' Ungarn net waren."

Ich will hier die Antwort nicht verschweigen, die mir der deutsche Führer einer der vor uns kämpfenden Angriffsgruppe gegeben hat, als ich ihm wenig später von diesem Lob eines seinem Kommando unterstehenden Truppenteils aus dem Munde eines verbündeten Offiziers erzählte. Sie war echt deutsch, nach jeder Richtung hin. „Ist ja recht nett!" meinte er. „Doch kann

man als Führer auf solche Eindrücke nicht allzu viel geben. Es läßt sich nur sehr schwer beurteilen, was unmittelbar Verdienst ist in solchem Fall und was vielleicht nur reife Frucht, die fertig vom Baum fällt. Ich gestehe gern, daß das Sturmbataillon, von dem der Ungar spricht, sich gut geschlagen hat."

40. In Rumäniens Petroleumgebiet.

Als mit dem Fürsten aus deutschem Stamm in Rumänien sich gewerbetüchtige deutsche Elemente in größerer Zahl dort anzusiedeln begannen, und die bedeutungsvollste volkswirtschaftliche Leistung der Fremden ihren Anfang nahm, da hob sich die rumänische Petroleumindustrie. Galizien und Rumänien sind die großen Erdölbehälter Europas, und ihre völlige Ausnutzung konnte, wäre nicht der Völkerkrieg störend dazwischen getreten, binnen wenigen Jahren dazu führen, daß die Karpathengebiete die Versorgung Europas mit Petroleum allein übernahmen und Rußland und Amerika ausschalteten.

Wie das gesamte karpathische, so ist insbesondere das rumänische Gebiet sehr reich an Petroleum, dessen Zone sich in der Breite von etwa 10 Kilometern von Norden nach Süden zieht. Die Mittelpunkte der Petroleumgewinnung sind die Städte in der Walachei, in erster Linie Campina.

Früh war das Erdöl bekannt, wenn auch die Menschen um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Flüssigkeit wesentlich anderen Zwecken nutzbar machten als heute. Sie war ölig, dickflüssig und von scharfem Geruch. Man schrieb ihr eine besondere Heilwirkung, namentlich bei rheumatischen Erkrankungen, zu und rieb die schmerzenden Glieder bei Mensch und Tier, ja auch Wunden, mit dem Heilbalsam ein. Im Jahre 1825 finden wir dann eine wirtschaftliche Ausnutzung der Ölquellen; aber nicht zu Leuchtzwecken, sondern zur Herstellung von Wagenschmiere verwandte man es. Nach Rußland, der Türkei, Serbien und Siebenbürgen wurde ein schwunghafter Handel getrieben. Erst das Jahr 1857

darf man als Geburtsjahr der rumänischen Petroleumindustrie im heutigen Sinne ansprechen. Als ein galizischer Apotheker die Reinigung des Rohöls erfand, waren es galizische Juden, die in der Moldau die Anregung zur Errichtung von Petroleumreinigungsstätten gaben.

Trotzdem sich nun in kurzer Zeit das rumänische Petroleum wegen seiner ausgezeichneten Güte im Ausland bald des besten Rufes erfreute, mangelte es einerseits an technischer Erfahrung, andernteils an Unternehmungsgeist, um die junge Industrie zur vollen Entwicklung zu bringen. Das machte man sich im Auslande zunutze, und bald war französisches, englisches und auch deutsches Kapital bestrebt, die reichen Bodenschätze Rumäniens zu heben und auszubeuten, aber mit wechselndem Erfolg. Trotz der Ergiebigkeit der Quellen und der trefflichen Beschaffenheit des Öls waren die ersten Gründerjahre sehr verlustreich, so daß einzelne Gesellschaften sich wieder auflösen mußten. Den merklichsten Umschwung brachte die Entdeckung des Petroleumgebiets von Campina durch den Rumänen Hernia, der es vom gewöhnlichen Schachtgräber zum vielfachen Millionär gebracht hat, und auf dessen Tatkraft die heute bekannteste und ertragreichste rumänische Petroleumgesellschaft aufgebaut ist. Nach dem Tode Hernias ging das von ihm zur Blüte gebrachte Unternehmen sehr bald zurück und war dem Verfall nahe, als es im Jahre 1899 in deutsche Hände, die Deutsche Bank, überging, die es in großartigem Maßstabe erweiterte und dank technisch wie kaufmännisch ausgezeichneter Verwaltung zur tonangebendsten unter den etwa fünfzig Petroleumgesellschaften des Landes werden ließ. Das Gesamtkapital dieser Gesellschaft betrug 1910 etwa 223 Millionen Lei, (1 Lei = 1,25 Mark), die Gesamtproduktion 11500000 Tonnen.

41. Der Einzug in Bukarest.

Aus Budapest kam die Nachricht: „Bukarest ist genommen! Die Beute ist unübersehbar!“ Die mächtigen Befestigungswerke von Bukarest samt der artilleristischen Ausrüstung und den Geschützen

gelangten unversehrt in die Hände der Sieger. Das große Befestigungssystem konnte durch die fliehende rumänische Armee nicht mehr zerstört werden. Der Einzug Mackensens geschah inmitten einer großartigen Volksbewegung. Infolge des raschen Vordringens der verbündeten Truppen konnte die fliehende rumänische Armee die in Bukarest gefangenen österreichischen, ungarischen und deutschen Untertanen nicht mehr wegschleppen. Diese wurden bei der Kriegserklärung in Bukarest zusammengepfercht mit dem ausgesprochenen Zweck, daß Flugzeugangriffe gegen Bukarest in erster Linie die Untertanen der Zentralstaaten und ihrer Verbündeten treffen sollten. Bei ihrer wilden Flucht hatte die rumänische Armee keine Zeit, diese Kriegsgefangenen zu verschleppen, und ihr unbeschreiblicher Jubel begrüßte die einziehenden Eroberer. Mackensen meldete seinem kaiserlichen Herrn und der bulgarischen Regierung, daß seine Truppen unter begeisterten Freudenkundgebungen der Gefangenen der Zentralmächte eingezogen seien und er im Königlichen Schloß Wohnung genommen habe. In den Straßen Bukarests herrschte reges, ungestörtes Leben. Unser Einmarsch war so rasch, daß die Rumänen selbst bei Anwendung von Gewalt aus der Hauptstadt nicht ihre Wertsachen hätten wegtragen können. Die Geschäfte und öffentlichen Lokale sind offen. In den Straßen tummelt sich das Volk und schaut dem unausgesetzten Durchzug der siegreichen Truppen zu. Gleichzeitig mit der von Bukarest traf die Meldung von der Besetzung Ploestis und Sinajas ein. Die bei Sinaja verbliebene Armee hatte keine Bahn zum Rückzug mehr zur Verfügung; es blieb ihr eine einzige Straße zum Rückzug, die aber durch unsere Kavallerie bereits bedroht war. In Sofia wurden die Nachrichten unter Kundgebungen begeisterter Freude aufgenommen.

42. Bei unseren bulgarischen Bundesbrüdern.

Von Ernst Trebesius.

Ein Militärzug rollt der Dobrudscha entgegen. Er ist bis auf den letzten Platz mit Bulgaren besetzt. Ich muß unbedingt

mit diesem Zuge mitkommen und spähe daher in den einzelnen Waggons nach einem freien Plätzchen aus. Vergebliches Bemühen. Schon will ich mich nach vorn wenden, um vielleicht auf der Maschine einen Platz zu ergattern, da tönt es mir aus einem Waggon entgegen: „Germanski, tuka, tuka!" (Deutscher, hier, hier.) Mehrere Arme strecken sich mir hilfsbereit entgegen, um mir beim Emporklettern behilflich zu sein. Obwohl der Waggon bereits reichlich besetzt ist, drängen sich die bulgarischen Soldaten noch mehr zusammen, um für mich Platz zu schaffen. Erfreut von diesem Beweis bulgarischer Gastfreundschaft und wahrer Kameradschaft nehme ich den angebotenen Platz an, und bald kommen wir ins Gespräch. Sie haben schon verschiedene Brocken Deutsch aufgefangen und ich beherrsche ein wenig das Bulgarische, sodaß wir uns trotz aller Schwierigkeiten ganz gut verstehen.

Sie kommen aus Sofia; das Ziel ihrer Reise ist ihnen unbekannt. Dies ist ihnen auch ganz einerlei. Nur ran an die verhaßten Rumänen, deren räuberischen Überfall während des zweiten Balkankrieges noch keiner von ihnen vergessen, noch keiner vergeben hat. Erstaunlich, mit welcher ehrlichen Wut die sonst so gutmütigen und harmlosen Kinder der Natur von ihrem größten Feind reden. Sie vermeinen mir dieses Gefühl am besten zeigen zu können, indem sie mit beiden Fäusten ihr Gewehr krampfhaft umfassen und mit dem kalten Stahl des Bajonetts wilde Stöße in die Luft ausführen. So wollen sie es mit den Rumänen machen, soll dies andeuten.

Inzwischen ist die Dämmerung hereingebrochen. Einer nach dem anderen greift zum Brotbeutel und langt den Mundvorrat heraus: gekochte Maiskolben und trocken Brot. Die Feldflaschen enthalten frisches Wasser, das man auf der letzten Station vom Brunnen holt. Es ist ein nach deutschen Begriffen karges Mahl, doch den Bulgaren mundet es ausgezeichnet. Ihre auch im Privatleben fast sprichwörtliche Einfachheit der Lebensgewohnheiten hilft ihnen über alles Fehlende leicht hinweg. Mittlerweile ist es Abend geworden. Im Wagen ist es stockfinster. Beim Aufflammen eines Streichholzes sehe ich, daß sich die Mehrzahl der Bulgaren, so gut es eben ging, auf den nackten Boden gelagert

hat. Dicht wie die Bücklinge liegen sie. Ein junges Kerlchen, mit leichtem Flaum auf der Oberlippe, liegt auf der Seite. Fest hält er mit dem rechten Arm sein Gewehr umschlossen. Ich muß lächeln, und das geflügelte Wort aus der Kaserne: Das Gewehr ist die Braut des Soldaten! fällt mir ein. So ziehen die Söhne dieses tapferen Volkes dem Feinde entgegen. . . .

Über den Schipkapaß hinweg nach dem weltberühmten Rosental von Kazanlik führte mich mein Weg. In einer Apotheke erstehe ich ein kleines Fläschchen Rosenöl und komme mit dem Besitzer bald in ein längeres Gespräch. Der Apotheker hat in der Schweiz und in Graz studiert und beherrscht die deutsche Sprache noch ganz geläufig. Gastfreundlich und liebenswürdig wie alle Bulgaren, ladet er mich zu längerem Verweilen ein, läßt schnell köstlich duftenden Mokka servieren und holt alsdann seine Gattin und die beiden Kinder herbei, damit sie den deutschen Feldgrauen (der erste, der bis dahin in dieses gesegnete Tal kam) sehen und sprechen können. Eine lebhafte Unterhaltung kommt zustande. Ich habe viel zu fragen. Nicht minder auch der Apotheker und seine Gattin, wobei dieser als Dolmetscher dient.

Offen erklärt mir der Apotheker, daß er bis vor dem Kriege zur russenfreundlichen Richtung der bulgarischen Politik geschworen habe, auch jetzt noch eine tiefe und warme Zuneigung für das unglückliche russische Volk hege, nun aber, als begeisterter Patriot, durch den Lauf der Ereignisse völlig überzeugt und sehr erfreut darüber sei, daß seine Regierung den einzig richtigen Anschluß, den an die Mittelmächte, gefunden habe. Vieles gebe es für die Bulgaren noch zu lernen, um auf eine gleiche Stufe der Wohlhabenheit und wirtschaftlichen Tüchtigkeit zu gelangen wie Deutschland. Doch der gute Wille dazu sei im ganzen Lande vorhanden, und wenn das große deutsche Volk den Bulgaren auch nach dem Kriege so brüderlich zur Seite stehe, wie zurzeit, dann könne es nicht fehlen.

Ganz warm ist mein Gastgeber dabei geworden und als ich schließlich noch die Frage aufwerfe, wie man in Bulgarien über Mackensen denke, da wird er ganz Feuer und Flamme. — „Ja,

Mackensen! da schweigt alle Politik, da ruht alle Sorge und schwindet jedes Bedenken. Der Mackensen ist da, ist bei uns in . . ., und damit ist alles gut!"

Eine ganze Weile noch fährt der Apotheker fort, das Lob Mackensens zu preisen, dann kommen wir wieder auf andere Dinge zu sprechen. — Drei Stunden sind wie im Fluge verstrichen, als ich mich endlich zum Gehen anschicke, nachdem ich zuvor fest versprochen habe, so oft als möglich während meines Aufenthaltes in dem idyllischen Rosenstädtchen wiederzukommen.

43. Bagdad.

Bagdad ist jetzt längs des östlichen Flußufers des Tigris aufgebaut, während die alte Stadt auf dem Westufer stand. Heute ist der alte Teil der Stadt nur wenig bevölkert. Eine mächtige Schiffsbrücke verbindet die beiden Stadtteile; aber der Hauptverkehr wird durch große und kleine Boote vermittelt. Im Süden der Stadt befinden sich fast alle Konsulate mit den Vertretern der fremden Mächte; ebenso haben sich in dieser Gegend die europäischen Kaufleute niedergelassen. Einige Bauten sind recht nett aufgeführt, entbehren aber meist des fesselnden Schmuckes und machen daher, da sie fast niemals höher als ein Stockwerk sind, nur einen freundlich-bescheidenen Eindruck. Im Süden und Südosten der Stadt herrscht reges Leben und Treiben. Hier befinden sich auch die türkischen Zollhäuser und die Bootsbrücke, welche die Stadt mit dem westlichen Tigrisufer verbindet. Vor den Zollhäusern legen alle Tigrisdampfer an, um ihre Waren ein- und auszuladen. Eine Menge Menschen versammelt sich dann, die schreiend und lärmend die für sie bestimmten Sendungen in Empfang nimmt und sie weiter an ihren Bestimmungsort bringt. In letzter Zeit hat man sich auch bemüht, Gärten anzulegen, was sicher ein großer Vorteil für die Stadt ist. Die hohen Palmen, die hier und dort aus Gärten und Höfen emporragen, überschatten die kleinen Bauwerke und schützen sie vor der sengenden Sonne.

Es ist zu erwarten, daſz der Weltkrieg und die neue Bagdadbahn die Mitteleuropäer den Mohammedanern etwas näher bringen. Bisher war es für einen Fremden schwer, sich in Bagdad heimisch zu fühlen. Er konnte nur in wenige Kaffeehäuser gehen, und zwar in solche, deren Besitzer weniger strenggläubig waren. Zuweilen schlug auch dort noch der Besitzer nach dem Fortgehen des Fremden dessen Kaffeetasse in Stücke, damit sich seine anderen Gäste nicht durch die Berührung mit diesem Gefäſz verunreinigten. Ebenso ist den Christen die Besichtigung all der prachtvollen und kostbaren Gotteshäuser, wie auch der Grabstätten in Bagdad und seiner Umgebung im allgemeinen nicht gestattet. Gerade das aber ist es, was den Europäer so gewaltig lockt, die Stadt zu besuchen; denn es sind kühne Bauten von mächtigen Maſzen, deren Böden und Mauern mit kostbarem Mosaik ausgelegt, deren Türme und Kuppeln schwer vergoldet sind.

Die Tracht der Bewohner Bagdads und der umliegenden Ortschaften bietet wenig Abwechselung; kennzeichnend ist das Kopftuch. Die übrige Kleidung ist bei Städtern, Bauern und Beduinen fast ganz gleich; ein Hauptunterschied besteht nur darin, daſz der Städter Pumphosen und irgendeine Fuſzbekleidung trägt, während der Beduine und der Bauer hosenlos und barfuſz einherschreiten. In Bagdad gibt es nur wenig Militär, obgleich es 100 000 Einwohner zählt und das Generalkommando des sechsten Armeekorps dort seinen Sitz hat. Hingegen sind in den um Bagdad herumgelegenen Ortschaften zahlreiche geräumige Kasernen vorhanden, in denen man die Soldaten untergebracht hat.

Die Straſzen von Bagdad sind ungepflastert und sehr krumm. An Regentagen hat man mitunter Mühe, in dem aufgeweichten Lehm vorwärts zu kommen. Dann finden sich rasch Leute ein, die bereit sind, Reit- und Lastpferde für Tage oder Stunden zu vermieten. Handelt es sich um kleine Ausflüge, so wickelt sich das Geschäft glatt und schnell ab; anders wird es aber, wenn man Tagesreisen unternehmen will

und sich vorher mit einem Makler in Verbindung setzen muß. Dieser verspricht das Blaue vom Himmel, läßt sich die größere Hälfte des Betrages vorweg bezahlen, und schließlich bleibt man doch sitzen. Da kommt es oft zu heftigen Streitereien, die fast immer auf der Straße ausgefochten werden, der Makler findet hilfsbereite Freunde, die ihm beistehen, und dem Europäer wird es meist schwer, sein Recht zu finden.

44. Vom Etappenmagazin.

Eine wichtige Aufgabe im Kriege ist die Verpflegung des Heeres. Soll den kämpfenden Truppen die Kraft zum Angriff gegen den Feind, zum Ausharren in der Verteidigung erhalten bleiben, sollen sie die Anstrengungen großer Märsche und die Unbilden des Wetters ertragen, so ist es unbedingt erforderlich, daß sie ausreichend und möglichst regelmäßig mit Lebensmitteln versorgt werden.

Das ist die Aufgabe der Etappenmagazine, welche an den zur Front führenden Zufuhrwegen, den Etappenstraßen, angelegt sind. Als Zufuhrstraßen benutzt man gewöhnlich die Eisenbahnen. Wo solche fehlen, werden Feldbahnen angelegt, deren Wagen meistens von Pferden gezogen werden. Zerstörte Bahnen werden durch Baukompagnien, Brücken durch Pioniere möglichst schnell wiederhergestellt, die Strecken durch Landsturmleute bewacht. Ein Bahnhof, meist ein solcher, der an einem Gabel- oder Knotenpunkt liegt, wird für das Magazin eingerichtet. Es muß der Front so nahe liegen, daß diese gut und schnell erreichbar ist, aber ihr auch so fern, daß es durch den Feind nicht zu stark bedroht ist.

In den Gebäuden des Bahnhofs, in eigens erbauten Holzschuppen oder in großen Zelten aus regendichtem und feuersicherem Stoff werden Lebensmittel aller Art aufgespeichert. In den Ställen eines nahegelegenen Bauernhofes bringt man Rinder, Schweine und Schafe unter, die das frische Fleisch für die Truppe

liefern sollen. Die Verpflegungszüge, die alle diese und andere Dinge aus der Heimat heranbringen, fahren meist in der Nacht.

Reges Treiben herrscht in einem solchen Etappenmagazin. Bahnarbeiter und Landsturmleute entladen die Eisenbahnwagen. Auf Rollwagen fahren sie die Säcke mit Salz, Kaffee, Bohnen oder Erbsen, die Büchsen mit Fleisch oder Gemüse, die Kisten mit Kerzen, Tabak oder Streichhölzern, die Kübel mit Butter, Margarine, Schmalz, die Eimer mit Marmelade, die Kannen mit Öl, die Tonnen mit Petroleum, Spiritus, Benzin, kurz alles, was für die Truppen angekommen ist, in die Räume des Magazins und stapeln es hier wohlgeordnet auf. Brote und Kartoffeln, Hafer in Säcken für die Pferde, Heu und Stroh in Ballen gepreßt oder lose gebunden, Torf und Holzwolle als Ersatz für Streu werden von den am Ladestrang stehenbleibenden Wagen sogleich an die Truppen ausgegeben. In der Schreibstube werden die dem Truppenteil zustehenden Mengen nach Kopfzahl und Verpflegungsdauer aufgrund feststehender Verpflegungssätze berechnet, angewiesen und gebucht.

Alle diese Verrichtungen liegen in den Händen des Militärs. Posten bewachen Wagen, Zelte und Gebäude. Vorgesetzte regeln und beaufsichtigen die Ausgabe der Sachen. Den ganzen Tag kommen in flottem Trabe die Fuhrparkkolonnen, in langen Reihen von fünfzig und mehr Wagen hintereinander, angefahren. Oder die Autokolonnen rasen unter brausendem Getöse heran, um Lebensmittel und Material für Soldaten und Pferde zu empfangen. Ausgehängte Schilder zeigen ihnen an, wo die verschiedenen Dinge zu erhalten sind. In großem Bogen fahren sie vor. Schnell wird je ein Fahrzeug beladen. Der beladene Wagen fährt ab, der nächste fährt vor. So wickelt sich alles mit militärischer Ordnung und Pünktlichkeit ab. In kürzester Frist hat die Kolonne alle Wagen voll. Schon sind sie zur Abfahrt bereit, an der Spitze der Führer, in und hinter dem Zuge sichernde Begleiter zu Pferde, bei den Autokolonnen alles im Wagen. Ein Kommando, ein Pfiff, ein Zeichen — die ganze Kolonne setzt sich in flotten Marsch, während in dem Magazin neue Kolonnen versorgt werden, was oft Tag und Nacht kein Ende nimmt. Auch

durchziehende Truppen, durchfahrende Transporte und zahlreiche Einzelsoldaten, die auf dem Marsche sind, holen im Etappenmagazin ihre Verpflegung.

Die Beförderung der Lebensmittel nach der Front ist oft eine schwierige Sache, besonders wenn die Truppen in langen Schützenlinien auseinandergezogen oder in Bewegung sind. Was an Anstrengungen von Leuten und Pferden der Kolonnen namentlich bei schlechten Wegen zu leisten ist, übersteigt oft die Grenze des Menschenmöglichen. Je näher dem Feinde, desto größere Vorsicht ist geboten. Geräusche müssen vermieden, das Dunkel der Nacht muß ohne Licht durchfahren werden. Nahe an der Front sind Wagen, Zugtiere und Fahrer häufig dem Feuer der Feinde ausgesetzt. Die Feinde wissen, daß sie eine Lebensader treffen, wenn sie ihren Gegnern die Zufuhr von Lebensmitteln abschneiden.

Aus diesem Grunde senden sie ihre Flieger auch gern nach den Etappenmagazinen, damit sie dort Bomben abwerfen, welche die ganze Niederlage von Lebensmitteln mit einem Schlage vernichten können. Zur Sicherung der Vorräte und zum Schutze der Menschen werden in der Nähe in guter Deckung Abwehrkanonen aufgestellt, deren Bewachung feindliche Flugzeuge zu erspähen und zu melden hat. Sobald ein Flieger nahe genug ist, wird er mit Schrapnells beschossen und entweder heruntergeholt oder vertrieben.

45. Eine Telegraphenleitung im feindlichen Feuer angelegt.

Daß unsere Telegraphentruppen häufig in die Lage kommen, im feindlichen Feuer fürs Vaterland einzustehen, zeigt folgendes Stückchen, das Leutnant Wintgens aus Minden in Westfalen mit zwei Mann einer Armee-Telegraphen-Abteilung in Polen ausführte.

Am 15. September hatte Leutnant Wintgens Befehl, die russische Telegraphenleitung zwischen zwei Ortschaften wieder-

herzustellen, wurde aber durch starkes Artilleriefeuer gezwungen, auf halbem Wege aufzuhören. Am nächsten Tage brachte er mit seinem Zuge die Leitung noch 1½ Kilometer vorwärts, bis er wieder durch Granatfeuer zum Aufhören gezwungen wurde. Hier wurde von der Artillerie dringend eine Verbindung etwa zwei Kilometer vorwärts zu einem Bahnwärterhause verlangt, von dem aus man die russischen Schützengräben auf wenige Hundert Meter vor sich sah. Da die Truppenfernsprecher kein Kabel mehr hatten, erbot sich Leutnant Wintgens, an den Bahnstangen eine Leitung durchzubringen. Überall ungläubiges Lächeln, denn keiner hielt es für möglich, an den weithin sichtbaren Stangen zu arbeiten. Mit zwei Freiwilligen, den Gefreiten Wunderlich aus Wiesenburg (M.) und Rohloff aus Angermünde (Mark), zog der Leutnant los. Die ersten tausend Meter gingen leidlich, denn die Schrapnells, die den dreien zugedacht waren, gingen meist zu hoch. Aber dann bekamen sie aus den russischen Schützengräben ein furchtbares Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Deckung gab es überhaupt nicht, und nur Meter für Meter ging es vorwärts. Das Schlimmste kam erst, als fünfhundert Meter vor dem Feind ein Kabel an die Leitung gelegt werden mußte, das bis zum Bahnwärterhause reichen sollte. Mit Todesverachtung stieg der Gefreite Wunderlich auf die weithin sichtbare Stange, während der Leutnant selbst und der Gefreite Rohloff unter einem Hagel von Geschossen kriechend das Kabel und die Apparate vorbrachten. Soweit war alles noch gutgegangen; aber nun stellte sich heraus, daß auch noch die Weiterführung der Leitung abgeschnitten werden mußte, da sie zum Feinde führte, und dieser in der Lage gewesen wäre, mitzuhören. Auf dem Rücken liegend, brachte es Leutnant Wintgens mit zwei glücklichen Schüssen aus dem Gewehr fertig, zwei Porzellanträger herunterzuholen, aber die starken Eisendrähte rissen nicht; und nun stieg zur größten Bewunderung der Kameraden der Gefreite Wunderlich zum zweiten Male auf die Stange, um die Drähte abzuschneiden, obwohl die Russen jetzt ein furchtbares Gewehr- und Schrapnellfeuer auf die drei Tapferen eröffneten. Aber es gelang den dreien, unverwundet

den Anschluß durchzubringen und damit die Artillerie in die Lage zu setzen, sich genau auf die feindlichen Schützengräben einzuschießen.

46. Die Telephonzentrale der Schlacht.

Großes Hauptquartier, im Juli 1916.

Wir fahren im grauenden Regenmorgen in ein Gehölz, um auf dem Gefechtsstande eines größeren Truppenteils zu bleiben. Die Geschütze sind indessen schon in voller Tätigkeit oder haben vielleicht die Nacht über ihre Arbeit gar nicht unterbrochen. Rechts und links neben und dicht vor uns bellen die Batterien. Das Krachen und Rollen und Dröhnen nahe und fern könnte nicht ärger sein. Dennoch dämpft jeder unwillkürlich die Stimme. Denn im Umkreise, wohin man schaut, stehen in Abständen von 10 oder 20 Metern an Stämmen von Bäumen die Bedienungsmänner von Fernsprechern mit der Hörkappe über den Ohren, und jeder von ihnen redet eifrig und unabläßig in den gelben Kasten mit dem schwarzen Sprechtrichter hinein, über den aus Fichtenreisig ein flüchtiges Schutzdach gegen den Regen gebreitet ist. Eben solch ein Schirm aus Nadelzweigen ist an die dünne Buche genagelt, die etwas erhöht an der Öffnung des Waldsaumes wächst. Dort steht zwischen Scherenfernrohr und Fernsprecher der General. Leise, kurze Vorstellung. Ein paar Schritte von dem General hat sein Adjutant einen ähnlichen Posten bezogen. Unweit davon, weiter hinten im Walde, bemerkt man ein Loch, zu dem Stufen hinabführen. Da unten befindet sich, bombensicher eingebaut, die Hauptfernsprechstelle des Gefechtsstandes. Etwas abseits, wieder am Waldsaume, bedient ein Artilleriebeobachter sein Telephon und schraubt an der geweihartig aus dem Busch lugenden Gabel des Scherenfernrohres.

Das ist alles, was das Auge in dem morastigen Gehölzwinkel bei einiger Umschau aus dem nebeligen Morgengrau herauszulösen vermag. Wer einige Schritte vor dem Walde stünde, würde ihm nichts Auffallendes anmerken. Und selbst wer sich mitten darin

zwischen den flüsternden und telephonierenden Offizieren und Mannschaften aufhält, hat einige Mühe, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß soeben von hier aus eine Schlacht geleitet, ein Stück Weltgeschichte geformt wird, daß dieser bis zur Unauffindbarkeit unscheinbare Gefechtsstand in den Riesenkämpfen dieses Krieges dieselbe Rolle spielt, die in der Vergangenheit der Feldherrnhügel mit all seiner gefälligen Poesie inne hatte, die ihm die Kriegsmaler verliehen haben.

Vor uns fahren die Feuerzungen aus den Rohren der Geschütze und man hört die Geschosse fauchend eine Weile lang sich ihren Weg durch die dicke nasse Luft bahnen. Aber welcher Einschlag dort drüben auf den Kämmen aus den Batterien hier stammen mag, ist nicht zu entscheiden. Vielleicht fallen die Geschosse jenseits der Hügel auf Straßen und Lager, die man von hier gar nicht entdecken kann, die der Artillerist nur nach der Karte berechnet. Vielleicht gehört auch dieser Artillerie-Beobachtungsstand gar nicht zu den Batterien, die ihn umgeben, sondern leitet das Feuer schwerer Kaliber, die viel weiter rückwärts stehen.

Man könnte das alles erfragen, wenn nicht die Bedeutung der Stunde uns in heiliger Scheu hindern würde, einen der Männer zu stören, von deren Arbeit das Leben der kämpfenden Söhne des Vaterlandes, von deren straffer Pflichterfüllung der Sieg abhängt.

Sie arbeiten alle, ohne aufzuschauen. Befehle gehen hinaus in die Drähte, die über Pfützen, Acker, Wald und Hügel die Verbindung mit der Front herstellen. Meldungen kommen durch diese feinen Fäden herüber und melden, wie es vorn steht. Wenn man lauscht, so hört man nur abgerissene Sätze, die wenig bedeuten, Hauptmann so und so meldet, daß Punkt Nr. so und so viel erreicht sei. Die da und da vorgegangene Sturmkolonne kommt gegen überlegene Kräfte nicht weiter vorwärts. Alles das vereinigt sich wie die zusammengehörenden Würfel eines Geduldspieles auf dem mit farbigen Linien und unzähligen Eintragungen bedeckten vergrößerten Meßtischblatt, das auf einem Klappstuhl neben dem General liegt. Das ist der Zauberspiegel, in dem sich jeder

gewonnene Punkt, jedes erstürmte Stück Schützengraben alsbald aufweist. Hier ist zu lesen, wie die Schlacht in jeder Minute steht. Aber nur ganz wenige vermögen diese rätselhafte Karte zu entziffern.

So steht man mitten in dem geistigen Mittelpunkt der Schlacht und sieht die Kampfleitung am Werke, ohne etwas von alle dem zu begreifen; wie man unter einer emporgeklappten Schädeldecke sein eigenes Gehirn wallen und zucken sehen und doch nicht lesen könnte, welcher Gedanke durch die Zusammenziehungen und Streckungen der Hirnfalten im Entstehen ist. Von hier gehen die Vermittelungsnerven nach vorn, wo auf dem Kampffelde die Glieder der großen Volkskörper miteinander ringen. Sie melden, wo ein Glied in Gefahr ist zu erlahmen und Hilfe braucht, sie verkünden, wo der Weg frei ist zu erfolgreichem Vorstoß. Als feinste Fühler sitzen da draußen in Granatlöchern oder eben genommenen zerschossenen feindlichen Unterständen die Patrouillen und Schwarmkolonnen, die am dichtesten am Feinde sind und doch von der Schlacht weniger sehen und wissen als die flüsternden Arbeiter hinten am Gefechtsstande. Von diesen vordersten bis zum Regimentsstabe ist die Verbindung am schwierigsten und muß zumeist durch Meldegänger aufrecht erhalten werden, Männer, deren Weg jedesmal eine Heldentat ist. Und noch weit hinter ihnen ist eine andere Schar von Helden für das Gelingen der Schlacht ohne Waffe, aber in unersetzlicher Wichtigkeit tätig. Das sind die Fernsprechflicker, die ohne Deckung im Trommelfeuer hin und her laufen, um die zerschossenen Drähte zu flicken und so die unerläßliche Verbindung zwischen Kopf und Gliedern aufrecht zu erhalten.

Durch einen Artilleristen erfahren die zurückhaltenden Berichterstatter, die sich vorgenommen haben, durch kein Wort zu stören, zuerst die Tatsache, daß sich unsere Sturmtruppen bis südlich des Forts Vaux vorgearbeitet haben. Der Offizier zeigt uns durch das Glas die Schrapnelle, mit denen die Franzosen jetzt die Gegend südlich des Forts bestreuen, was nur bedeuten kann, daß dort jetzt unsere tapferen Stürmer liegen.

Man braucht kein Gebärdenspäher zu sein, um zu sehen, daß die Augen des Generals seit einiger Zeit begonnen haben, froh zu leuchten. Und daß nun durch den moorigen Weg Seine Exzellenz, der Herr Korpskommandeur selbst nach dem Gefechtsstande kommt, das hat gewiß etwas zu bedeuten!

W. Scheuermann, Kriegsberichterstatter.

47. Gasbelästigung.

W. Scheuermann, Kriegsberichterstatter.

Das erste, was wir nach Beziehen unserer Quartiere tun mußten, war, daß wir zur Sanitätskompagnie hinübergingen und uns Gasmasken anpassen ließen. Das wird sehr sorgfältig überwacht. Die Gasmaske muß sich der Kopf- und Gesichtsform genau anschmiegen, und sie darf kein stecknadelgroßes Löchlein in Tuch- noch Gummispannung haben: denn das würde genügen, um einer tödlichen Menge von Giftgas Eingang zu gewähren. Paßt die Maske äußerlich wie angewachsen, so daß man dreinschaut, als ob man als Rüsseltier auf die Welt gekommen wäre, so wird man in die Stinkkammer gesteckt und mit einem tränen- und hustenerregenden Gase beblasen. Hält man das eine längere Zeit ohne Beschwerden aus, so ist die Maske richtig.

Übrigens würde man des Stinkraumes öfter nicht bedürfen. Denn der Feind schießt nach dem Lager der Sanitätskompagnie mit Vorliebe seine Gasmunition; in dem Garten hinter dem Hause sind alle Pflanzen von dem Gas getötet worden. Gras, Sträucher und Bäume sind gelb angelaufen; man sieht kein grünes Hälmchen mehr. Diese Wirkung hat das französische Gas oft. Man sieht mitten in Feldern und Gärten die Plätze, wo die Gasmunition gefallen ist und auch den Weg, den das ausströmende Gas genommen hat, durch die von Tag zu Tag zunehmende Vergilbung des gesamten Pflanzenwuchses gekennzeichnet.

Das Gas setzt sich hauptsächlich in Geländemulden fest, und Punkte, wo die Straßen sich durch Erdsenken ziehen, beschießt der Feind mit besonderer Vorliebe mit Gasmunition. Das Gas kann bei windstillem Wetter irgend einer ahnungslos durchziehenden Kolonne noch nach Stunden unangenehm werden. Darum sind diese Gefahrenzonen durch Warnungstafeln gekennzeichnet, und niemand, der im Hinterlande der Sommefront zu tun hat, geht ohne Gasmaske aus.

Die Wirkung des Gases ist sehr verschieden. Neulich kam bei einer Division, bei der ich weilte, ein Hauptmann aus der vordersten Stellung zurück und erzählte beiläufig während des Mittagessens, daß er in einem Graben einen leichten Gasgeruch wahrgenommen habe, doch so schwach, daß er gar nicht daran gedacht habe, seine Gasmaske aufzusetzen. Noch bei Tisch fühlte er, wie ihn eine wachsende Übelkeit beschlich, und er lag dann einige Tage schwer krank zu Bett.

Pferde werden scheu und bei schwachem Gasgeruch unruhig. Sie suchen sich auf eigentümliche Art zu schützen, indem sie mit dem Huf ein Loch in die Erde scharren und die Nüstern fest hineinpressen. Der Feind schoß ziemlich regelmäßig in unser Dorf, aber immer in das andere Ende. Nur Gasgranaten schoß er bei Nacht in alle Viertel. Deshalb hatte jeder die Gasmaske über dem Hauptende seines Bettes hängen, so daß er sie, wenn Gasalarm erfolgte, im Finstern mit einem Griff zur Hand hatte.

48. Munition und deutsche Wissenschaft.

Von Bernhard Frei.

Zu einem modernen Kriege sind nicht nur weit größere Geldmittel und größere Menschenmassen erforderlich als ehemals, sondern auch Munitionsmengen, von denen man sich in früheren Kriegen nichts hat träumen lassen. Nachdem England uns seit Kriegsbeginn die Zufuhr über

See abgeschnitten hatte, war es für uns eine Lebensfrage, ob wir die zur Fabrikation von Pulver nötigen Stoffe im Lande selbst gewinnen konnten.

Unser Pulver ist nicht mehr das alte Schwarzpulver, das aus Holzkohle, Schwefel und Salpeter bestand, viel Rauch gab und mit seinem Verbrennungsrückstande die Geschütze verschmierte. Vielmehr benutzen wir jetzt ein rauchloses Pulver von ganz anderer Zusammensetzung, das ohne Hinterlassung von Rückstand verbrennt. In ihrer Zusammensetzung sind sich das alte und das neue Pulver aber insofern ähnlich, als sich beide vom Salpeter ableiten.

Zur Pulverherstellung ist man also nach wie vor auf den Salpeter angewiesen. Salpeter kommt nur in Südamerika in größeren Mengen vor. Unter dem Namen Chilesalpeter ist er den Landwirten als bester Kunstdünger wohlbekannt. Die südamerikanischen Salpeterlager gehörten früher den drei Staaten Chile, Peru und Bolivia; aber Chile als der kräftigste brachte schließlich das ganze Gebiet in seinen Besitz und führt jährlich für viele Millionen Mark Salpeter aus.

Allein Deutschland gebrauchte in den letzten Friedensjahren 16 Millionen Zentner, von denen die Landwirtschaft etwa vier Fünftel als Dünger benutzte, während der Rest zu Pulver verarbeitet wurde.

Mit Kriegsbeginn schnitt uns England jede Salpeterzufuhr ab, da es den Seeweg von Amerika her beherrschte. Der im Lande lagernde Salpeter wurde von der Heeresverwaltung beschlagnahmt, aber bei dem riesigen Munitionsverbrauch wäre man mit dem aus dem beschlagnahmten Salpeter hergestellten Pulver nicht weit gekommen. Es galt also Ersatz für den Chilesalpeter zu schaffen, sonst hätten wir bei aller Tapferkeit unserer Soldaten und aller Tüchtigkeit unserer Heerführer nach kurzer Zeit wegen Munitionsmangel die Waffen strecken müssen. Vielleicht haben unsere Feinde so gerechnet. Aber da half uns die deutsche Wissenschaft, indem sie uns die Möglichkeit gab, Salpetersäure auch auf einem ganz anderen Wege im Lande selbst herzustellen.

Wenn ein Blitz durch die Luft schlägt, dann bilden sich in kleinen Mengen Verbindungen von Stickstoff und Sauerstoff. Dem gingen die Gelehrten nach und fanden, daß die Menge des gebundenen Stickstoffes mit steigender Temperatur erheblich wächst. Bei Temperaturen über 3000 Grad Celsius entstanden Stickstoffverbindungen, aus denen man dann die gesuchte Salpetersäure ziemlich leicht herstellen konnte. Man fand, daß sich in der

Luftschicht, die einen elektrischen Lichtbogen direkt umgibt, erhebliche Mengen von Stickstoffverbindungen bilden, von denen man aber nichts merkt, da sie in der nächst kälteren Luftschicht wieder zerfallen. Saugt man aber die Luft unter schärfster Abkühlung schnell ab, so kann man die Stickstoffverbindungen vor dem Zerfall retten und sie in Salpetersäure überführen.

Damit war die Möglichkeit, aus Luft Salpetersäure herzustellen, gegeben. Es handelte sich nun darum, den Gedanken praktisch nutzbar zu machen. Dazu gehörte erstens eine möglichst billige Herstellung größerer Lichtbogen; denn selbst bei Benutzung des von den größten Überlandzentralen gelieferten Stromes kommt ein Kilo Salpetersäure unerschwinglich teuer. Zweitens mußte die praktischste Art gefunden werden, die Luft rasch durch den Flammenbogen hindurchzujagen.

Die zweite Aufgabe war vor dem Kriege gelöst, aber der elektrische Strom war in Deutschland zu teuer. Wirklich billig ließ sich der Strom nur mit Hilfe von mächtigen Wasserkräften erzeugen, wie wir sie nicht haben. Norwegen mit seinen steil zum Meere abfallenden Gebirgen und großen Niederschlagsmengen war das gelobte Land, in dem man mit Hilfe der Wasserfälle schon etwa 10 Jahre vor dem Kriege „Luftsalpeter" in ziemlich großem Maßstabe herstellte. Unsere Wasserfälle und Wasserkräfte reichen nicht aus; denn der größte Teil von Deutschland ist Niederung oder Mittelgebirge.

Während des Krieges aber ging man daran, unsere Kohlenschätze, auch die weniger wertvollen, besser auszunützen. Und mit deren Hilfe können wir jetzt so billigen elektrischen Strom herstellen, daß wir im Lande selbst Luftsalpeter in Betrieb setzen. Wir jagen die Luft durch viele Meter lange, künstliche Blitze und gewinnen dann mit Hilfe der so hergestellten Salpetersäure ein Pulver, von dessen Güte uns selbst die Engländer, wenn sie wollten, von der Skagerrak-Schlacht her, manches erzählen könnten.

Dies ist eines der zahlreichen Beispiele für die unschätzbare Bedeutung der deutschen Wissenschaft im Rahmen unserer Kriegführung.

49. Was ist ein Torpedo?

Was ein Torpedo denn nun eigentlich sei, darüber herrscht noch in weiten Kreisen völlige Unklarheit. Manche halten ihn für ein Schiff, andere für ein Geschoß, wieder

andere für etwas noch anderes. Im Grunde genommen haben sie alle Recht; der Torpedo ist wirklich ein Stück von allem, aber er ist noch etwas mehr, und das ist den wenigsten bekannt, nämlich ein wahres Meisterwerk, ein Wunder der Mechanik. Er ist eine tote Maschine, die doch Leben und Verstand zu haben scheint und von Anfang bis zu Ende mit einer Genauigkeit ausgeführt, die einer Glashütter Taschenuhr noch Ehre machen würde.

Seinem Wesen nach ist der Torpedo eine Mine, die aber nicht wie alle andern Minen still liegt und geduldig wartet, bis ein Schiff in ihren Bereich kommt, sondern sie sucht sich ihr Opfer aus; sie eilt darauf zu und vernichtet es, wenn es nicht rechtzeitig das Herannahen des furchtbaren Gegners erkennt. Um aber auf das Ziel zuschwimmen zu können, bedarf der Torpedo einer Maschine, und das ist keine kleine.

Die Leistung einer solchen Torpedomaschine erreicht manches Lastauto nicht, obwohl jene bei weitem kleiner erscheint. Betrieben wird sie bei allen bisher bekannten Torpedos mit D r u c k l u f t, die in einem besonderen Kessel unter aufzerordentlich hohem Druck mitgeführt wird. Diese Maschine setzt sich von selbst in Gang, sobald der Torpedo das Ausstofzrohr verläfzt; sie treibt ihn mit einer Geschwindigkeit vorwärts, die selbst die des schnellsten Schiffes noch übertrifft. Das ist ja auch ohne weiteres erklärlich, da er wie eine lange, ungemein schlanke Zigarre fast ohne Widerstand zu finden, durch das Wasser gleitet.

Aber im Vergleich mit einem Geschofz aus einem Geschütz ist diese Geschwindigkeit doch noch recht gering, und das macht das S c h i e f z e n m i t e i n e m T o r p e d o zu einer wahren K u n s t; denn bis er sein Ziel erreicht, hat dieses sich auch schon ein gutes Stück vorwärtsbewegt. Und die aus dem Torpedo aufsteigenden Blasen der entweichenden Prefzluft machen die Laufbahn so deutlich sichtbar, dafz es äufzerst schwierig ist, einem aufmerksamen Gegner einen Torpedoschufz beizubringen.

Die geringe Geschwindigkeit hat aber auch noch andere Nachteile im Gefolge. Je rascher sich ein Geschoſz bewegt, um so schwerer ist es aus der ihm erteilten Bahn abzulenken, um so leichter hingegen, je langsamer es sich bewegt. Es muſz deshalb Vorsorge getroffen werden, den Torpedo aufs genaueste in seiner B a h n festzuhalten. Er ist zu dem Zwecke mit einem automatischen S t e u e r versehen, das ihn stets wieder in die alte Bahn zurückbringt, wenn ihn irgendwelche äuſzeren Kräfte (Meeresströmungen oder dergleichen) herausgetrieben haben. Ebenso wird er durch einen automatisch einstellbaren Apparat in einer bestimmten T i e f e gehalten, damit er das feindliche Schiff in der Gegend trifft, wo es am leichtesten verletzlich ist, und nicht etwa unter ihm wegtaucht.

Sogar um die Ecke schieſzen kann man mit diesem wunderbaren Apparat, wenn der Torpedo eine bestimmte Strecke seiner Bahn durchlaufen hat, wendet er sich plötzlich und schlägt eine andere Richtung ein. Man kann ihm auch befehlen, nach durchlaufener Bahn aufzutauchen und seine Anwesenheit durch ein Signal bemerkbar zu machen; das geschieht bei allem Übungsschieſzen. Man kann ihn ebenfalls lautlos untertauchen lassen, damit er nicht als Treibmine herumschwimmt und die Schiffahrt gefährdet.

Bei allen diesen Vorrichtungen ist es kein Wunder, daſz der Torpedo ein kostspieliger Apparat ist, unter mehreren Zehntausenden ist er nicht herzustellen, und er wird um so teurer, für je gröſzere Laufstrecken man ihn herstellen will. Vor dem Russisch-Japanischen Kriege traute man ihm nur eine Laufstrecke von wenigen hundert Metern zu, dann zeigten die Japaner bei Tsushima, daſz er noch auf mehrere Kilometer zu brauchen sei, und seitdem sind die Schuſzentfernungen ständig gesteigert worden. Zuletzt konnte man bereits lesen, daſz es gelungen sei, noch auf 10 000 Meter zu schieſzen, und seitdem sind vielleicht noch weitere Fort-

schritte erfolgt. Freilich die Entfernungen, auf welche die Artillerie schießt, erreichten selbst diese nicht unbedeutenden Torpedoschüsse nicht.

O. K.

50. An die Kriegsarbeiter.

Das Armeeverordnungsblatt veröffentlichte nachstehenden Allerhöchsten Dankerlaß:

Über die unauslöschliche Dankespflicht gegen unsere todesmutigen Kämpfer draußen werde Ich und wird ganz Deutschland niemals derer vergessen, die in der Heimat in treuer Pflichterfüllung rastlos tätig waren und tätig sind, alle Streitmittel in vorbildlicher Vollkommenheit zu schaffen, die Heer und Marine zur Erfüllung ihrer gewaltigen Aufgabe Tag für Tag gebrauchen.

Ich beauftrage Sie, Meinen und des Vaterlandes besonderen Dank allen denen auszusprechen, die in nimmer ruhender geistiger Arbeit oder an der Werkbank, am Schmiedefeuer oder im tiefen Schacht ihr Bestes hergeben, um unsere Rüstung stahlhart und undurchdringlich zu erhalten. Gleicher Dank gebührt auch den tapferen Frauen, die, dem Gebote der Stunde gehorchend, zu ihren in dieser Zeit wahrlich nicht leichten Frauenpflichten gern auch die harte Männerarbeit auf sich genommen haben. Sie alle dürfen mit Recht das stolze Bewußtsein in sich tragen, ihr Teil mitgewirkt zu haben, wenn die Anschläge der Feinde vereitelt werden und der Sieg auf unserer Seite ist.

Daß diese Männer und Frauen fortfahren werden, in der Zeit schwersten Ringens mit dem bisher bezeugten Opfermut und mit treuester Hingabe dem Vaterlande bis zum siegreichen Ende zu dienen, dessen bin Ich gewiß.

Großes Hauptquartier, 1. August 1916.

An den Kriegsminister. **Wilhelm I. R.**

51. Klein-Solveig im U-Boot.

Bericht eines norwegischen Kapitäns.

In der Kopenhagener Zeitung „Politiken" veröffentlicht nach der „Morgenpost", Kapitän Jacobsen vom norwegischen Schoner „Thor 2", der mit Frau und Tochter nach der Versenkung des Schiffes gerettet in einem deutschen U-Boot nach Helgoland und an Bord eines deutschen Torpedojägers nach Wilhelmshaven gebracht worden ist, seine Erlebnisse. Kapitän Jacobsen schreibt:

Der Kommandant des deutschen U-Bootes, das mein Schiff versenkte, verlangte, daß meine Frau, unsere kleine Solveig und ich uns an Bord seines Schiffes begeben sollten. Ich weigerte mich. Es half aber nichts, wir mußten alle drei hinüber. Uns wurde die Kabine des ersten Steuermanns überlassen, und da wir alle drei dort hausen mußten, war es ziemlich eng. Ein U-Boot ist eine einzige große Maschine mit einer Unmenge von Rädern, die wie ein Uhrwerk ineinandergreifen. An Bord des U-Boots, an dessen Nummer Kapitän Jacobsen sich nicht erinnern konnte, befand sich ein Grammophon. Unter den Grammophonplatten war auch die Komposition Griegs zu „Solveigs Sang aus Peer Gynt" zu finden, und jeden Morgen Punkt 9 Uhr wurde unsere kleine Solveig mit diesem Liede geweckt, das unter den eigentümlichen Umständen doppelt wehmütig erklang.

Zwei Tage, nachdem wir an Bord des U-Boots gekommen waren, wohnten wir einem furchtbaren Ereignis bei. Ein großer englicher Dampfer mit dem Kurs auf den Kanal kam von Westen. Wir hielten auf den Dampfer an, und die Besatzung wurde aufgefordert, ein Boot zu besteigen. Da sie das aber nicht bereitwillig genug tat, wurden mehrere Schüsse hintereinander abgefeuert. Als sie in den Booten war, begann das U-Boot, den englischen Dampfer wieder zu beschießen, um ihn zu vernichten. Das Schießen hatte aber Kriegsschiffe herangelockt, denn wir beobachteten jetzt einen englischen Torpedobootszerstörer, der mit Volldampf auf uns zusteuerte. Noch einen Augenblick befand sich das U-Boot über Wasser, um mit einem Torpedo zielen zu können.

Eine Explosion von unbeschreiblicher Heftigkeit fand statt. Wir glaubten alle, daß unsere letzte Stunde gekommen sei. Der englische Dampfer war mit Munition nach Frankreich beladen, und das ganze Meer geriet in Aufruhr, als das Schiff versank. Wir tauchten rasch und hörten kurz darauf, wie der Torpedozerstörer in rasender Geschwindigkeit über uns hinwegfuhr, aber glücklicherweise kam er zu spät. Es war ein Glück, daß das U-Boot durch die furchtbare Erschütterung, die uns zu Boden schleuderte, nicht leck wurde. Hingegen stellte es sich heraus, daß die eine Maschine beschädigt worden war. Das U-Boot hatte einen Teil seiner Manövrierfähigkeit eingebüßt. Was sollten wir jetzt tun? Eine kurze Beratung fand statt, und die Offiziere beschlossen, den Kurs nach dem nächsten Reparaturhafen zu nehmen. Bei der ersten Gelegenheit stieg das U-Boot zur Oberfläche empor, fuhr die längste Zeit auf dem Wasser längs der Küste Irlands nördlich der Shetlands-Inseln, und als man so weit war, hatte die U-Boot-Mannschaft selbst den Schaden der Maschine ausgebessert.

Ich muß zugeben, erklärte Kapitän Jacobsen und seine Frau stimmte zu, daß wir bei dieser Begebenheit den Eindruck gewannen, daß wir niemals lebend von dieser furchtbaren Reise zurückkehren würden. Das häufige Untertauchen und der lange, 40 bis 50 Minuten dauernde Aufenthalt unter der Oberfläche des Meeres waren in den ersten Tagen grauenhaft. Als wir in die größten Tiefen hinabtauchten, ging dies wie im Handumdrehen vor sich! Kennen Sie das Gefühl, wenn man träumt und plötzlich die Empfindung hat, daß alles einem entgleitet und man ununterbrochen weitersinkt? Ungefähr so empfanden wir es. Fast ebenso rasch hob das U-Boot sich wieder, — bis wir einen gewissen Punkt erreichten, wenn nämlich das Periskop wieder die Oberfläche erreichte. In dieser Weise mußten wir oft fast zehnmal täglich tauchen und wieder steigen. Als wir auftauchten und die Luken geöffnet wurden, hatten wir die Empfindung, aus einem geheizten Backofen in ein Eishaus zu kommen. Es war eine Temperaturveränderung, die ein Zivilist für die Dauer nicht ertragen kann.

Die Verpflegung an Bord des U-Bootes war gut, die Vorräte an Brot und Butter waren reichlich, und vor allem gab es Kaffee in Mengen.

Als wir in die Nordsee gelangten, versprach uns der U-Boots-Kommandant, daß, falls ein norwegischer Dampfer nach östlicher Richtung uns begegnen würde, wir an Bord gebracht werden sollten. Indessen kam kein Dampfer, der nach Osten ging. — „Ich werde nach Horns Riff fahren," sagte der U-Bootskommandant zu mir, „damit wir sie an Bord eines dänischen Fischerkutters bringen können." Aber es zeigte sich keiner. Hingegen hielten wir einen holländischen Dampfer durch einen Warnungsschuß an. Es zeigte sich, daß an Bord des Schiffes ein englischer Marineoffiziere und drei Mann der Prisenbesatzung sich aufhielten, die die Aufgabe hatten, das Schiff als Prise nach einem englischen Hafen zu führen. Der englische Marineoffizier wurde an Bord des U-Bootes gebracht. Der holländische Dampfer wurde freigegeben und nahm den Kurs nach Holland. Später begegneten wir einem englischen Dampfer, der mit einem gutgezielten Schuß versenkt wurde, nachdem die Besatzung die Boote bestiegen hatte.

Wir waren jetzt in der Nähe von Helgoland und für das Anlegen an der Insel wurden große Vorbereitungen getroffen. Alle Mann, insgesamt 42, stellten sich auf Deck auf, und als wir langsam in die Helgoländer Bucht einfuhren, spielte das 13köpfige Orchester deutsche Nationallieder. Auf dem Hinterdeck standen der Kommandant mit meiner kleinen Solveig an der Hand, meine Frau und ich. Der Kommandant hatte sein Eisernes Kreuz abgenommen und es an den Mantel Solveigs geheftet, wobei er sagte: „Du solltest ein solches Kreuz haben, da du das erste kleine Mädchen in der ganzen Welt bist, das eine solche gefährliche Reise in einem U-Boot mitgemacht hat. Aber dies kann nur der Kaiser geben. Jetzt sollst du aber sehen — ich werde dir ein Andenken geben."

Und der Kommandant holte sein Taschenmesser heraus und schnitt einen Zipfel des Ordensbandes des Eisernen Kreuzes ab, gab ihn dem Mädchen und fügte hinzu: „Behalte ihn als ein

Andenken an dieses Abenteuer!" Außerdem gab er ihr ein hübsches Band für ihre Mütze. In dieser Weise fuhren wir nach Helgoland, wohin der Kommandant unsere Ankunft wahrscheinlich drahtlos gemeldet hatte. Ich habe mir niemals vorgestellt, daß so viele Leute sich auf Helgoland aufhalten. Obgleich die Zivilbevölkerung größtenteils beim Ausbruch des Krieges nach dem Festlande gesandt worden war, befanden sich noch viele Zivilpersonen und mehrere tausend Militärpersonen dort. Wir wurden mit Begeisterung empfangen. Meine Frau, Solveig und ich wurden in einem Hotel einlogiert, von wo aus wir eine wundervolle Aussicht über Helgoland und das Meer hatten. Wir wurden ausgezeichnet bewirtet, und unsere Nerven beruhigten sich ein wenig nach dem achttägigen Aufenthalt in dem furchtbaren U-Boot. Am nächsten Tage besuchte uns der Kommandant von Helgoland, und Solveig erhielt einen Miniatur-Rettungsring, auf dem „Gruß aus Helgoland" zu lesen stand. Er war von besonderer Freundlichkeit zu uns, und sowohl die Zivilisten wie die Militärpersonen wetteiferten darin, unserm kleinen Mädchen Erinnerungen und Spielzeug als Andenken an unseren Aufenthalt zu geben. Wir waren sicherlich die ersten Nichtdeutschen, die die berühmte Insel seit dem Ausbruch des Weltkrieges betreten haben. Um die Mittagszeit wurden wir an Bord eines Torpedojägers geführt, der uns nach Wilhelmshaven brachte. Von hier wurden wir unter Begleitung eines Offiziers mit dem Zuge nach Hamburg gebracht, wo wir an den norwegischen Konsul verwiesen wurden."

52. Das Handelsunterseeboot Deutschland.

Kein Mensch glaubte, daß der große Völkerkrieg so lange Jahre dauern würde. Als es unsern Feinden nicht gelang, uns mit den Waffen zu besiegen, wollte England, unser ärgster Feind, ganz Deutschland aushungern lassen, um auf diese Weise den Sieg zu erreichen. England sperrte alle Häfen ab, um uns dadurch die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Da erschienen unsere U-Boote auf dem Meere und versenkten ein feind-

liches Schiff nach dem andern, so daß unsere Feinde einen unermeßlichen Schaden erlitten. Mit Besorgnis blickte nun England auf unsere U-Boote, die bei den Feinden als „Schrecken der Meere" gelten. Obwohl unsere Feinde viele Einrichtungen, die bei uns durch den Krieg erfunden und ersonnen sind, in ihrem Lande einführten, ein deutsches U-Boot herzustellen, ist ihnen bis heute nicht gelungen. Kein Handelsschiff brachte unserm Lande wichtige Waren und Bedarfsartikel, — durch die Absperrung sind wir auf uns selbst angewiesen. Die Kraft und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes hatten aber die Engländer unterschätzt.

Am Ende des Jahres 1915, als es trotz der großen Erfolge unserer Truppen auf allen Kriegsschauplätzen klar wurde, daß der Krieg noch viel länger dauern würde, entstand in der deutschen Ozean-Schiffsgesellschaft in Bremen der kühne Plan, ein größeres Unterseeboot für den Handelsverkehr zu bauen. Angeregt wurde die Schiffsgesellschaft dadurch, daß einige Marine-U-Boote die große Strecke von Wilhelmshaven bis nach Konstantinopel ohne Unterbrechung zurückgelegt hatten. Wenn auch anfänglich die Baukosten zu hoch erschienen, so ließ der große Nutzen der Handels-U-Boote im Verkehr die Summe doch etwas geringer erscheinen. Nun ging es an den Bau. Die Germaniawerft in Kiel hatte denselben übernommen. Es war nicht leicht, eine solche Fülle von technischen Arbeiten für die Neuheit eines solchen Bootes in kurzer Zeit zu bewältigen. Doch die Arbeiter nahm man aus der Mannschaft der Handelsmarine, und diese gewöhnten sich sehr schnell an die neuen Betriebsverhältnisse.

Die Länge der „Deutschland" wurde auf 65 Meter, die größte Breite auf 8,9 Meter, der Tiefgang auf 4,5 Meter und die Raumverdrängung auf 1900 Tonnen festgesetzt. Außerdem ist beim Bau Vorsorge getroffen worden, daß das H.-U-Boot soviel Öl mitnehmen kann, daß es für die Hin- und Rückfahrt gut ausreicht. Die Besatzung zählt 29 Köpfe. Von diesem stolzen Bau erfuhr bis zu der Ankunft der „Deutschland" in Amerika kein Mensch etwas, alles wurde im geheimen angefertigt; selbst die Probefahrten über und unter dem Wasser geschahen viele Wochen

lang im geheimen. Das Boot ist mit allen Sicherheitsvorrichtungen der neuesten Zeit versehen, sogar für das schnelle Verladen und Entladen der Waren sind Vorkehrungen getroffen, die es ermöglichen, in kurzer Zeit das Boot zur Abfahrt bereitzustellen. Ja, eine Funkentelegraphie befindet sich im Boot, die ihre Zeichen nach weiter Ferne schicken kann.

Die „Deutschland" hatte den Zweck, den regelmäßigen Handelsunterseeverkehr zwischen Deutschland und Amerika aufrecht zu erhalten. So konnte sie nach Fertigstellung ihre Amerikafahrt antreten.

Nach dem Bericht des Kapitäns König ist die „Deutschland" zuerst von Bremen nach Helgoland gefahren, hat sich hier 10 Tage aufgehalten und die Reise nach Amerika am 23. Juni 1916 angetreten. Die „Deutschland" fuhr zunächst durch den Kanal. In der Nacht des 4. Tages tauchte sie wegen nebligen Wetters unter und blieb bis zum Morgen auf dem Meeresgrunde liegen, dann lief sie ohne Zwischenfall in den Ozean hinaus und fuhr, ohne von der Richtung abzuweichen, bis an die Küste Amerikas. Den größten Teil des Weges legte das H-U-Boot über Wasser zurück; bis zu der Inselgruppe der „Azoren" ist es nur eine Strecke von 150 km unter Wasser gefahren. Als es in die Nähe der amerikanischen Küste kam, beschloß Kapitän König, unterzutauchen und den Eintritt der Dunkelheit abzuwarten. Kurz nach Mitternacht, als das volle Mondlicht schwand, ist die „Deutschland" dann mit voller Kraft zwischen den Virginia-Vorgebirgen hindurchgefahren und am 9. Juli in Baltimore angekommen. —

Kapitän König, der Befehlshaber der „Deutschland", erklärte, daß noch mehrere ähnliche Fahrzeuge gebaut würden, um regelmäßig über den Ozean Handel zu treiben. Das Boot ist mit 750 000 kg Farbstoffen und Chemikalien von Bremen abgefahren und brachte dafür Nickel, Gummi und Kautschuk nach Deutschland zurück. Glücklich ist es am 25. August 1916 in den Heimathafen Bremen zurückgekommen. Feierlich wurde es von einer großen Zahl von Fahrzeugen eingeholt. Beide Seiten der Weserufer waren mit vielen tausend wehenden Flaggen geschmückt. In

Bremen fand der festliche Empfang durch die städtischen Behörden statt. Auch der Großherzog von Oldenburg, Graf von Zeppelin und eine Anzahl von Würdenträgern waren erschienen. Dichtgedrängt stand die Bevölkerung auf beiden Seiten des Flusses und brachten der kühnen Schar, mit ihrem Kapitän König an der Spitze, begeisterte Kundgebungen. Zu Ehren der Besatzung der „Deutschland" fand im Bremer Rathaus am 25. August großer Empfang und zweimal Festtafel statt. Von allen Seiten gingen der wackeren Seeschar Glückwunschtelegramme zu. Die städtische Behörde verlieh den Offizieren und der Mannschaft der „Deutschland" eine eigens geprägte Medaille.

Unsere Feinde haben bei der Rückkehr alles versucht, die „Deutschland" abzufangen oder zu vernichten. Bei ihrer Abfahrt aus dem amerikanischen Hafen wurde sie von acht englischen Kriegsschiffen stark bewacht und große Preise von den Engländern auf die Einholung des U-Bootes ausgesetzt; doch mit großer Umsicht, kühnem Mute und fester Entschlossenheit wurde von dem Kapitän und seinen Mannschaften die Rückreise angetreten. Sie war anfangs stürmisch, später weniger bewegt; die Maschinen haben bei jeglichem Sturm tadellos gearbeitet. Bei der Gesamtlänge von 4200 Seemeilen wurde nur 100 Seemeilen unter Wasser gefahren.

Ja, das ist fürwahr ein Sieg des deutschen Geistes und ein Markstein in der Geschichte deutscher Seeschiffahrt. Wir können stolz sein auf unsere Helden auf und unter dem Wasser, auf dem Lande und in der Luft. Wo in aller Welt deutsche Herzen schlagen, da wird es allzeit jubeln: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!"

Nach „Ill. Ztg."

53. Was ist eine Schiffstonne?

Wenn man ein Handelsschiff nach seinem Tonnengehalt bestimmt, so versteht man unter Tonne nicht die Gewichtstonne, sondern die Raumtonne. Bei einem Handelsschiff kommt es ja

in erster Linie auf den Laderaum an; denn danach bestimmt sich, wieviel Ladung ein Schiff aufnehmen kann. Der Raumgehalt bestimmt den Nutzwert des Schiffes.

Nach diesem Nutzwert des Schiffes richten sich die Steuern und Abgaben, insbesondere die Hafen- und Dockgebühren, die der Reeder für jedes Schiff, im Inlande wie im Auslande, zu zahlen hat. In den Schiffsregistern sind die Handelsschiffe mit ihrem Tonnengehalt verzeichnet; darum heißt die Tonne auch „Registertonne". Sie ist ein Raummaß von 100 Kubikfuß oder 2,83 Kubikmeter.

Den gesamten Raumgehalt eines Schiffes, den die Schiffswände einschließen, bezeichnet man als Bruttoraumgehalt, und ihn meint man, wenn man sagt, ein Schiff habe so und soviel Bruttoregistertonnen.

Eine Gewichtstonne beträgt, wie aus dem Rechenbuch bekannt ist, 1000 kg oder 20 Zentner. Der Raum einer Registertonne mit Eisen gefüllt wiegt 7,5 Tonnen.

Wer sich eine Vorstellung von der wirklichen Größe eines Handelsschiffes machen will, der muß den Gesamtraum ins Auge fassen. Wenn er liest, daß der Dampfer „Barbarossa" rund 11 000 Bruttoregistertonnen, die „Kronprinzessin Cecilie" rund 19 500 Bruttoregistertonnen faßt, so weiß er, daß die „Kronprinzessin Cecilie" beinahe doppelt so groß ist wie der „Barbarossa". Übrigens gehören die beiden Dampfer zu den ungewöhnlich großen. Sie sind zwar keine Riesen, wie z. B. die „Vaterland", die 54 282 Bruttoregistertonnen zählt, aber sie überschreiten weit das Durchschnittsmaß der Handelsschiffe. In den Meldungen über die versenkten Schiffe wird es sich meist um Dampfer von rund 2000 bis rund 4000 Bruttoregistertonnen handeln, und mit diesem Maß ist die Durchschnittsgröße beschrieben.

Aber der Hohlraum, den der Dampfer in sich begreift und der somit in Bruttoregistertonnen ausgedrückt wird, wird natürlich niemals vollständig für die Lagerung der zu befördernden

Waren und die Aufnahme der Fahrgäste nutzbar gemacht. Vielmehr müssen, um den allein für die Lagerung dienenden Raum zu finden, die für die Unterbringung der Schiffsmannschaft sowie für die Maschinen, Kessel und Kohlen nötigen Räume abgezogen werden. So ergibt sich der Nettoraumgehalt. Er bezeichnet also den unmittelbar gewinnbringenden Raum des Schiffes. Dieser Nettoraumgehalt beträgt bei Frachtdampfern im allgemeinen 62 bis 64 Prozent der Bruttotonnen, so daß man mithin eine Bruttotonne ungefähr ⅔ Nettotonnen gleichsetzen kann. Bei den großen Passagierdampfern ist aber das Verhältnis zwischen Bruttotonne und Nettotonne ganz anders. Da sie eine möglichst große Schnelligkeit entwickeln müssen, so besitzen sie ungeheure Maschinen und dementsprechende Kessel und Kohlenmengen, und die hierfür bestimmten Räume zählen nicht zu den nutzbaren. Infolgedessen schrumpft der Nettotonnengehalt bei den Riesendampfern im Verhältnis zum Gesamttonnengehalt ganz erheblich zusammen. Die „Kronprinzessin Cecilie", die, wie erwähnt, rund 19 500 Bruttotonnen zählt, faßt nur rund 6600 Nettotonnen. Die „Barbarossa" dagegen faßt bei 11 000 Bruttotonnen 6500 Nettotonnen (= 64 Prozent), kann also beinahe ebensoviel Ladung aufnehmen, wie die doppelt so große „Kronprinzessin Cecilie".

Während also die Größe eines Handelsschiffes stets nach Raumtonnen bemessen wird, bestimmt sich natürlich die Ladung nach dem Gewicht. Auch für die Gewichtsermittlung dient die Tonne als Einheit, hier aber nicht die Raumtonne, sondern die bekannte Gewichtstonne von 1000 Kilogramm. Wenn man daher die Meldung findet, ein Schiff von 4000 Tonnen Größe habe 6000 Tonnen Ladung gehabt, so ist das nur ein scheinbarer Widerspruch. Denn bei der ersten Angabe handelt es sich um Raumtonnen, bei der zweiten um Gewichtstonnen. Tatsächlich ist ein derartiges Verhältnis zwischen dem Raumgehalt und dem Ladungsgewicht recht häufig. So rechnet man z. B. auf einen vollbeladenen Dampfer von 3000 Bruttoregistertonnen rund 4500 bis 5000 Tonnen Weizen oder Mais.

Wie groß die Last sein darf, die ein Schiff zu tragen vermag, das hängt von der Art und dem Bau des Schiffes ab. Im allgemeinen beträgt die Tragfähigkeit 220 bis 250 Prozent der Netto-Registertonnen.

Für Kriegsschiffe gilt das Gesagte nicht. Ihrer Innengliederung liegt nicht die Absicht zugrunde, irgendwelche Handelswaren aufzunehmen; ihr Bau richtet sich vielmehr nach ihren kriegerischen Aufgaben, und ihre Ladung besteht aus Kanonen, Munition und anderem Kriegsmaterial. So hätte es keinen Sinn, sie nach dem Raumgehalt zu unterscheiden; vielmehr werden sie nach dem Gewicht bestimmt. Das Gewicht aber kann der Wassermasse gleichgesetzt werden, die von dem in Gleichgewicht schwebenden Schiffen verdrängt wird; denn das Gewicht des Schiffes und der von ihm in diesem Zustand verdrängten Wassermenge sind einander gleich. Als Einheit zur Berechnung dieses Gewichts dient im einen wie im andern Falle die Gewichtstonne. So kommt es auf dasselbe hinaus, zu sagen ein Schiff wiegt 14 200 Tonnen, oder: ein Schiff hat 14 200 Tonnen Wasserverdrängung. Beide Ausdrucksweisen sind darum gleich üblich. Aus diesen Ausführungen wird verständlich, warum bei den Unterseebooten der Kriegsmarine niemals nach dem Raumgehalt gefragt wird, während bei den U-Handels-Booten die Ladefähigkeit die Hauptrolle spielt und infolgedessen erwogen wurde, wieviel Registertonnen sie wohl fassen könnten.

Deutsche Kriegs-Wochenschau.

54. Was wird aus den versenkten Schiffen?

Noch niemals gingen so viele Schiffe und so ungeheure Werte mit ihnen verloren, wie jetzt im Zeichen des Unterseebootes, des Schreckens der Meere. Was wird nun aus all den Wracks in der Tiefe? Kommen sie je wieder ans Tageslicht? Das sind Fragen, die in unseren Tagen wohl jedem einmal auftauchen. Ohne Zweifel wird man nach dem Kriege mit den hochentwickelten Hilfsmitteln der Neuzeit alles aufbieten, um zu retten, was noch zu retten ist. Dann dürfte mancher wenig beschädigte Dampfer

wieder gehoben werden und von den wertvollen Ladungen das, was sich im Verhältnis zu den hohen Bergungskosten lohnt, heraufgebracht werden. Freilich sind dabei auch dem besten Ingenieur enge Grenzen gezogen; denn die Tiefe, in der ein Taucher allenfalls noch etwas leisten kann, beträgt 60 Meter; weiter hinab wird der Druck des Wassers zu gewaltig. Doch auch die Lage des Schiffes, das oft vom Meeresboden in Schlamm und Sand begraben wird, vereitelt häufig alle Mühen. Die Mehrzahl der gesunkenen Fahrzeuge ist und bleibt somit verloren.

Was später aus ihnen wird, hängt davon ab, wie sie gebaut und in welchem Zustand sie auf den Meeresgrund gekommen sind. Ein leichter Holzkutter z. B. wird langsam untergehen und sich ohne schweren Stoß aufsetzen, während ein Panzerschiff aus Stahl und Eisen, mit großem Leck jäh abstürzend, auf hartem Felsen zerschellen kann. Mancher Schiffsrumpf wird in der Tiefe durch die Einwirkung des Wassers zernagt oder nach und nach von den Sinkstoffen des Meeres umhüllt. In anderen Fällen wird das Schiff von großen Sandwellen überströmt, die es begraben und unter sich erdrücken. Gleich den luftdicht abgeschlossenen Erzlagerstätten kann es sich nun Jahrtausende erhalten. Vielleicht wird einmal in ferner Zeit ein solcher Schiffsriese, durch Wind, Regen und Sonne von seiner Umhüllung befreit, wie in unserer Zeit ein im Moor aufgefundenes Normannenschiff, wieder an das Tageslicht kommen und in seiner Sprache von einer längst verschollenen großen Zeit berichten.

Nach dem „Illustrierten Deutschen Flottenkalender".

55. Der Kriegsverlängerer.

Auch ein Beitrag zur Kriegsanleihe.

Ort der Handlung: Die hintere Plattform eines Straßenbahnwagens. Personen: Ein Mann mit einem Zwicker, ein Mann mit einer Mütze, ein Mann mit einer Brille. Der mit dem Zwicker und mit der Mütze kennen sich.

„Na, wohin, Herr Nachbar?“ fragt der Zwicker.

„Kriegsanleihe zeichnen,“ sagt die Mütze.

Pause. Dann der Zwicker überlegen:

„So, so, Kriegsanleihe? Wieviel?“

„Es reicht zu tausend Mark.“

Pause. Der Zwicker lugt vorsichtig nach dem Herrn mit der Brille und dämpft die Stimme in der Richtung nach der Mütze:

„Unter uns, wissen Sie wirklich nichts Besseres für Ihre tausend Mark Erspartes?“

Die Mütze ist erstaunt:

„Jetzt, was Besseres als Kriegsanleihe? Ich weiß wirklich nicht, was Sie —“

„Ich will Ihnen mal im Vertrauen etwas sagen: Wer jetzt noch Kriegsanleihe zeichnet, verlängert den Krieg.“

„Verlängert — ?“

„Jawohl, den Krieg. Verstehen Sie denn nicht: Wenn man nichts mehr zeichnet, hört er ganz von selber auf, und überhaupt . . .“

Die Zwickerstimme sinkt zu einem Flüstern herab. Es wispert eine ganze Weile. Mit Erfolg, scheint es: Die Mütze fängt langsam zu nicken und zu murmeln an:

„Hm, wenn man's so betrachtet . . ., dann allerdings . . .“ Der Zwicker lächelt befriedigt:

„Na, endlich begriffen? Ich muß hier abspringen — also tragen Sie Ihre Märker ruhig wieder heim.“

Der Zwicker ist abgesprungen. Die Mütze nickt noch immer. Jetzt nähert sich die Brille:

„Entschuldigen Sie, mein Herr, ich habe Ihr Gespräch gehört. Darf ich Ihnen etwas dazu erzählen?“

„Bitte, wenn — wenn es Ihnen Freude macht.“

„In einem unserer Schützengräben erwarteten sie den Sturmangriff. Aber der Sturm kam nicht und kam nicht. Das Dutzend Gewehre im Anschlag wurde schwerer und schwerer. Sie legten sie einen Augenblick hinter sich in

den Grabenrand, rieben sich die erstarrten Hände, stampften mit den frierenden Füßen im Takt und schauten durch die Luken nach dem Feinde. Da schlich einer von hinten heran —"

„Ein Feind, nicht wahr?"

„Nein, einer von den Ihrigen aus der zweiten Linie. Der sammelte das Dutzend Gewehre diebsgeschwind und verschwand damit. In diesem Augenblick brach der Sturm los. In dichten Wellen kamen sie heran. Die im Schützengraben griffen rückwärts — ins Leere. Der Feind stürmte den waffenlosen Graben und machte das Dutzend nieder. Erst nach Wochen gelang es, ihm den Graben wieder zu entreißen."

Pause. Die Mütze zögernd:

„Und?"

„Sonst nichts. Das ist meine ganze Geschichte. Wie gefällt sie Ihnen?"

„Hm, ganz — ganz dramatisch, aber — verzeihen Sie — aber auch unsinnig."

„Warum?"

„Weil es unter den Unsrigen keinen gibt, der im Rücken seiner Kameraden die Gewehre fortnimmt."

„Sie täuschen sich. Ich kenne einen."

„Pfui, den sollte man doch gleich — wie heißt der Kerl?"

„Er trägt — verzeihen Sie — er trägt Ihren Namen."

„Meinen Namen? Erlauben Sie, das geht denn doch über den Spaß!"

„Spaß? Ein Dutzend Gewehre kosten tausend Mark. Tausend Mark haben Sie eben zeichnen wollen. Jetzt wollen Sie's nicht mehr. Damit fehlen draußen an der Front die zwölf Gewehre. Die wurden eben unsern Braven aus der Hand geschlagen. Durch einen Mann der zweiten Linie. Durch Sie. Andere Zwölfe werden wochenlang wieder kämpfen müssen, um es wieder gutzumachen."

Pause. Das Gesicht unter der Mütze ist feuerrot geworden. Es kämpft schwer. Jetzt hat es sich überwunden:

„Sie haben recht, Herr. Der mir vorhin den Rat gegeben hat, ist ein — Schuft — ist der eigentliche Kriegsverlängerer — und ich — ich war im Begriffe, es zu werden. Ich danke Ihnen, daſz Sie mich gehindert haben — guten Morgen, ich muſz hier abspringen —"

„Aber wollten Sie nicht auf die — auf die Bank?"

Die Mütze, im Abspringen:

„Nein, vorher muſz ich nochmal heim — nachschaun, ob es nicht — nicht für ein zweites Dutzend Gewehre langt."

M. Z.

56. Im Goldkeller der Reichsbank.

Zweiundeinhalb Milliarden Mark in Gold liegen jetzt in den Schatzkammern der deutschen Reichsbank. Das Gold ist dort untergebracht, nachdem es in Reih und Glied geordnet und eingeteilt worden ist. Es liegt in verschiedenen großen Gitterschränken. Durch Gänge werden die Schrankreihen getrennt. An der Tür jedes Abteils befindet sich eine Tafel, auf der Art und Summe des inliegenden Goldes aufgeschrieben stehen. Z. B.: Goldbarren, 149 Stück oder: Kronen (so lautet der Fachausdruck für unsere Goldstücke), 10 000 000 *M*, oder Dollars (amerikanische, oder: Sovereigns (englische). Mit besonderem Vergnügen legt man die englischen, französischen, amerikanischen und japanischen Goldstücke zu den unsrigen. Auf den Brettern der Gestelle liegt ein Goldsack neben dem andern. Mit einem Blick kann man eine Million in Gold übersehen. Die Goldbarren sind übereinander aufgeschichtet. Wie große Tafeln Blockschokolade im Schaufenster sind sie angeordnet. Jeder Riegel trägt seine Nummer und wiegt etwas mehr als 25 Pfund. Aber diese Schokolade „Marke Gold" übertrumpft jede Preistreiberei; denn so eine Tafel kostet 35 000 *M*. An einer Gittertür hängt ein Schild mit der Aufschrift „S. M. S. Möwe". Es ist das Mitbringsel des

Grafen zu Dohna von der gekaperten „Appam". Mit Rundschrift ist die Bezeichnung „S. M. S. Möwe" auf das weiße Pappschild geschrieben, aber mit wahrhaft goldenen Lettern hat hier eine deutsche Heldentat ihre Schriftzüge verewigt.

Es sind fünfzehn Goldbarren, dazu zwei Kisten mit Goldstaub, alles schön aufgebaut und zusammengestellt. Graf Dohna hat, als ihm von seinen Leuten die goldene Beute gebracht wurde, sie unter seinen Schreibtisch geschoben. Er hat sie vom 15. Januar bis zum 5. März 1916, da er mit seiner „Möwe" die englische Sperrkette in der Nordsee durchbrach und in den Heimathafen zurückkehrte, treu behütet. Als er dann das Büchlein über seine Fahrt schrieb, hat er nicht viel Aufhebens davon gemacht. Er schrieb nur: „Eine weitere sehr angenehme Überraschung bildete für uns die Nachricht, daß sich an Bord der „Appam" eine Goldsendung von etwa einer Million Mark in Gold befindet. Die wird die Reichsbank gut gebrauchen können. Wir holen deshalb diese leicht transportable Beute, im ganzen sechzehn Kisten, von denen vierzehn Goldbarren und zwei Goldstaub enthalten, ohne eine Minute zu verlieren, auf die „Möwe" und bringen sie sofort in Sicherheit." Das ist die ganze Meldung. Sie ist so kurz und amtlich wie die Eintragung des geringsten Zwischenfalles ins Schiffsbuch.

Kürzlich waren hundert Berliner Schüler und Schülerinnen, die sich als besonders eifrige Goldsammler bewährt hatten, in dem Goldkeller der Reichsbank und sahen mit eigenen Augen die ungeheueren Schätze. Der Vizepräsident selber führte die Kinder zum Dank für die treue Pflichterfüllung, die sie im Dienste des Vaterlandes übernommen hatten.

Die Bank von England und die Bank von Frankreich halten sich vor jedem Einblick ängstlich verschlossen. Sie würden den verständnislos anblicken, der die Bitte ausspräche, einmal ihre Goldkeller besichtigen zu dürfen. Keines Fremden Auge darf zu Friedenszeiten da hineinblicken, jetzt im Kriege würde solches Ansinnen als verdächtig erscheinen.

Noch 600 Millionen Mark sollen im Lande sein. Heraus damit! Es ist vielfach nicht Absicht, das Gold zurückzuhalten,

sondern Unwissenheit und Ängstlichkeit. Kläre darum jeder Gebildete den Ungebildeten auf. Wir wissen, wie wohlverwahrt jedes Goldstück im Goldkeller der Reichsbank liegt. Kein Einbrecher vermag den gepanzerten Schutz zu bezwingen, der unbeweglich vor dem Horte steht. Und daß Feindeshand sich je an ihn legen könnte, wer ist so vermessen, das zu denken?

Nach dem „Daheim".

57. Washingtons Schwert.

Von Fritz Müller.

Sie luden einen Dampfer in Neuyork, einen Riesendampfer. Hubmaschinen fauchten, Krane rasselten, Stimmen schrieen durcheinander. Bündel von Kanonenrohren fuhren an den Greifern durch die Luft und rasselten hinunter in den Bauch des Schiffes. Kisten mit Schwertern und Flinten klirrten daher. Seit Stunden sperrte das Riesenschiff den Laderachen auf und ward nimmer satt.

Auf der Laderampe stand Herr Wilson und schaute zwischen dem Schiff und dem Auslagfenster eines Bankgeschäftes hin und her. Jedesmal wenn der Bankbeamte eine neue Kreideziffer auf die Auslagetafel schrieb, nickte Herr Wilson. „Stahl 5¾ — Aufschwung der Geschäfte — ist ja großartig", murmelte er und wartete darauf, daß die Kreide bald eine Sechs malen würde.

Da war hinter seinem Rücken eine sonderbare Gestalt die Schiffstreppe hinaufgestiegen. Sie schien aus der Vergangenheit zu kommen, so verstaubt sah sie aus. Nur die Schnallen um die Kniehosen blitzten in einem alten, matten Glanz, während das Schwertgehänge um die Lenden schon ein wenig angerostet schien. Sonderbarerweise war die Degenkoppel leer; das Schwert fehlte.

Jetzt stand die Gestalt neben Herrn Wilson, der sich gefährlich weit über die Laderampe vorgebeugt hatte, um die Stahlnotierung auf der Auslagtafel drüben besser sehen zu können. „Geben Sie acht", sagte die Gestalt warnend.

„Nein", sagte Wilson, ohne sich umzusehen, „erst fünf drei viertel — aber wer weiß, vielleicht kommen wir noch auf acht —

die Stahlgeschäfte des Landes gehen wieder glänzend . . . Aber sagen Sie mal, lieber Herr, wer sind Sie eigentlich? — aus einem alten vaterländischen Theaterstück herausgestiegen, wie? — Nur ihr Schwert scheinen Sie vergessen zu haben, alter Herr".

Die alte Gestalt nickte langsam: „Ja, heute nacht muß einer auf mein Denkmal hinaufgestiegen sein und es mir weggenommen haben, mein altes, gutes Schwert — ich bin auf der Suche nach ihm — vielleicht haben Sie es gesehen, Herr?"

Ein Kran hob ratternd ein Bündel Waffen vom Ladungsplatz ins Schiff.

„Lassen Sie mich in Ruh, alter Herr — was geht mich Ihr gestohlenes Schwert an — sehen Sie, sehen Sie, eben hat der Bankbeamte die Auslagtafel wieder in der Hand — wetten wir, er schreibt eine Sechs drauf — wetten wir, alter Herr!"

Aber die Gestalt starrte auf das schwebende Waffenbündel, aus dem ein Schwert heraushing, ein altes Schwert. „Mein Schwert, mein Schwert!" schrie die Gestalt, „Herr, sie verladen dort mein Schwert!"

„Machen Sie sich nichts draus, alter Herr — Sie sollen 6 Cents fürs Pfund bekommen außerdem Fabrikationszuschlag — schlagen Sie ein, bevor die Notierung drüben wieder heruntergehen sollte."

„Herr, ich habe nie mein Schwert verkauft."

Der andere zuckte mit den Schultern: „Dann sind Sie eben kein Geschäftsmann — wir verkaufen die unserigen jetzt massenhaft und äußerst günstig, alter Herr."

„Euer Schwert verkauft ihr?" sagte die Gestalt, und so heiß schoß ihr die Röte in die Wangen, daß der Staub darauf verbrannte, „an wen verkauft ihr euer Schwert?"

„Na, an England selbstverständlich, weil es das meiste zahlt."

„Wie? An die Engländer, gegen die mein Schwert in unserem Freiheitskampf gefochten hat!"

„Erlauben Sie mal — Freiheitskampf! — Sie scheinen ein verschrobener Herr zu sein — wie heißen Sie denn eigentlich?"

„Ich heiße Washington."

„Washington, Washington? Ist das nicht der Name jenes alten Herrn, von dem wir mal in der Schule — Ei, sehen Sie mal hinüber: Stahl ist auf sechs ein viertel Cent geklettert . . . !"

58. Ein amerikanisches Urteil über Wilson.

Die „Berner Tagwacht" bringt die Zuschrift eines Amerikaners, der gegenwärtig in Bern weilt. In dieser heißt es: „Die Rolle, die Amerika in diesem Kriege gespielt hat, wird der großen Republik ewig zur Schande gereichen. Wir sind so richtig die Aasgeier der Welt, die aus dem scheußlichsten aller Menschengemetzel fett und reich geworden sind. Das Blut von Hunderttausenden hat uns Berge von Geld gebracht. Daß wir aber zur gleichen Zeit den Heiligenschein bewahren wollen und unser Präsident behaupten will, daß wir für die Menschlichkeit und Menschenwürde eintreten, das ist wohl das Ekelhafteste an der ganzen Geschichte.

Was sind die Tatsachen? England verhängt die Blockade gegen die Mittelmächte und schneidet dabei einen bedeutenden Teil unseres Handels ab. Wilson erhebt nur mit Worten Protest, läßt es ruhig geschehen, und es werden keine Tränen für die hungernden Säuglinge vergossen. Ja, als wir in Amerika diesen Säuglingen Milch schicken wollten, erließ er, dem Drucke Englands gehorchend, ein Ausfuhrverbot. Jetzt aber, da die Gegenpartei zur gleichen Waffe greift und uns den Rest des europäischen Handels abschneiden will, droht er mit den Waffen. Dieser Schritt beleuchtet blitzschnell die Echtheit unserer „Neutralität".

Ich bin überzeugt, daß es unseren Großkapitalisten vollständig gleichgültig gewesen wäre, ihre Munition an die Gegenpartei zu liefern, oder wenn möglich, sogar beiden, solange sie nur dabei zu ihrem Profit gekommen wären. Sobald aber dieser Mordhandel bedroht wird, schreit man vom Krieg im heiligen Namen der Menschlichkeit, natürlich aus dem einzigen Grunde, daß man das Mordmaterial weiter liefern kann unter dem Schutz und der Deckung der Kriegsschiffe"

Wenn von den amerikanischen Kriegslieferanten gesagt ist, es wäre ihnen einerlei gewesen, auch an die Gegenseite Waffen und Munition zu liefern, wenn sie nur verdienten, so trifft das unzweifelhaft auf den größten Teil von ihnen zu. Bei dem Präsidenten aber ist neben den Rücksichten auf den Goldstrom für Amerika in vorherrschendem Maße die ausgesprochene Parteinahme für England wirksam, die er während des ganzen Krieges so unverhüllt bewiesen hat, daß selbst die neutrale Presse aussprechen mußte, er messe mit zweierlei Maß.

III. Von Kriegsfolgen und Kriegsfürsorge.

59. Jetzt gilt's!

Ein Wort an alle, die es angeht.

Von Walter Bloem, Hauptmann im Felde.

Nie war der Deutsche größer als in der Not. Das Glück scheint ihm weit weniger zu bekommen. Er neigt zum Übermut, wenn's ihm gut geht. Seine Kraft, gestählt im Feuer einer zweitausendjährigen Leidensgeschichte, gewohnt, immerfort Hindernisse zu überrennen und Schranken umzustoßen, fährt wirr umher, wenn die Hemmungen wegfallen, tobt aus in unersättlichem Glücksbegehren, wenn ihm nach langer Nacht einmal die Sonne scheint.

Jahrzehntelang haben wir im Lichte leben dürfen, länger als jemals ein Geschlecht von Deutschen vor uns. Nun sind dunkle Wolken um uns her, schon zwei lange, harte Jahre hindurch und länger. Wohl haben wir ihrer schon gar manche zerrissen und verscheucht mit dem Sturmhauch unserer gewaltigen nationalen Sonnensehnsucht. Doch umdüstert ist noch immer der Himmel unseres Volkstums. Noch immer sinnen die Feinde Vernichtung unseres Reiches, unserer Kraft und Einigkeit.

Aber ist es nicht gut so? Der Sinn dieses Krieges ist an gar manchem in unserem Volke noch nicht völlig erfüllt. Ihrer noch zu viele sind äußerlich oder innerlich unbeteiligt an der ungeheuerlichen Schickung, die jemals über eine Menschengemeinschaft verhängt war. Nur darum, will's mir scheinen, geht es noch nicht zu Ende — wird so lange nicht zu Ende gehen, bis das große Gottesgericht wirksam geworden ist am ganzen deutschen Volke bis in seine tiefsten Tiefen und bis in seine sturmgemiedenen Höhen.

Versteht, ihr deutschen Menschen, den Sinn der Stunde? Begreift, daß ihr noch nicht vom Ende träumen dürft! Wir haben die Erlösung noch nicht verdient, wenigstens viele noch nicht, allzu viele unter uns noch nicht. Und die — die müssen noch ganz anders gepackt und geschüttelt werden, bis sie begreifen lernen, was eigentlich vor sich geht um sie herum. Die sollen endlich auch herausgerissen werden aus ihrer Alltäglichkeit. Die sollen unsicher und irre werden an ihrer ganzen Lebensauffassung. Die sollen nun auch erkennen lernen, daß ihr kleines Eintagsschicksal nun und nimmermehr der Mittelpunkt ist, um den Volk, Erde, Welt zu kreisen hätten. Jeder Mensch trägt seine Bedeutung und seinen Wert nicht in sich selber, sondern in der Beziehung, die er zwischen sich und der Gesamtheit herzustellen vermag. Und was ist diese Gesamtheit anders als „der Gottheit lebendes Kleid"?

Darum, weil so viele, gar zu viele unter uns dies noch immer nicht begriffen haben — darum mußte und muß das große Erziehungswerk des Krieges noch weiter wirken, muß die Schale des Zornes bis auf den Grund ausgeleert werden über Gerechte und Ungerechte in deutschen Landen. Schlage jeder an seine Brust und frage sich: Was tatest du, ja gerade du, um des Opfers der Brüder wert zu werden, die zu vielen Hunderttausenden da draußen geblutet haben und gestorben sind für dich, auch für dich?

Nie war der Deutsche größer als in der Not — so war es in allen vergangenen Jahrhunderten, so muß, so wird es jetzt wieder werden. Und ihr, die ihr euch wandelt. Jetzt, da der Feind seine Maske hat fallen lassen und euch sein haßentstelltes Antlitz zeigt.

Ihr hattet es bisher noch immer so gut, ihr wußtet, ihr ahntet nicht einmal, was Krieg ist. „Unsere braven Feldgrauen werden's schon machen." Darauf habt ihr euch bisher verlassen dürfen. Und sie haben's ja auch gemacht. Aber der Feind ist eben auch da. Er hat uns alles, alles abgelauscht und allmählich nachgemacht: unsere rettende allgemeine Wehrpflicht, unsere Heeresorganisation, unsere Kampfmethoden und unsere Waffen,

unser schweres Geschütz und unsern Munitionseinsatz. Und da er nun doch einmal gegen jeden von uns fünf Mann zu stellen in der Lage war, da er wenig danach fragte, ob es recht sei, die Gelben, Braunen, Schwarzen gegen uns zu hetzen, so ist eben doch einmal der Punkt gekommen, wo „unsere braven Feldgrauen" es allein nicht mehr machen können: wo es nicht weiter angeht, daß die eine Hälfte des Volkes für die andere kämpft und blutet, und die andere sich's freundlich lächelnd und tatenlos gefallen läßt. Jetzt müssen alle ran!

Alle! Wer noch zurücksteht, ist kein gewöhnlicher Drückeberger — er ist ein Verräter an der Sache des Vaterlandes. Wer nun noch wagt, weiterleben zu wollen im alten Gleise, die andern sich opfern zu lassen und selber sein Schäfchen ins Trockene zu bringen, auf den wird man mit Fingern zeigen als auf einen, der unwert war, in der gewaltigsten Zeit der Menschengeschichte zu leben, in Deutschlands größter Zeit ein Deutscher zu sein.

60. Mahnworte an die Daheimgebliebenen.

Schreibt keine Klagebriefe an die Front! Sie bessern nichts daheim, sondern machen den Feldgrauen draußen nur unnötige Sorgen.

Klagebriefe können auch dem Feinde in die Hand fallen. Dann werden sie zu einer Waffe, die er gegen uns selbst richtet.

Gebt nichts auf Gerüchte! Sie gehen oft vom Feinde aus, um bei uns Mißtrauen und Unruhe zu erzeugen.

Übt Vorsicht bei Gesprächen! Es sind immer noch Spione im Lande.

Eure heimischen Sorgen und Einschränkungen sind nichts gegen die Entbehrungen und Anstrengungen der Feldgrauen an der Front.

Deutsche Kriegswochenschau.

61. Ernährungsfragen im Reichstage.

In einer Sitzung des Reichstags erklärte Staatssekretär Dr. Delbrück unter anderm: Eins möchte ich ausdrücklich feststellen: Wir werden mit unseren eigenen Erzeugnissen bis zur nächsten Ernte reichen, wenn wir sparsam und haushälterisch mit ihnen umgehen, wenn wir unsere Lebensgewohnheiten den Verhältnissen anpassen, und wenn wir weiterhin mit Erfolg die Verteilung und den Verbrauch zu regeln in der Lage sind. . . .

Die Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen haben, die Knappheit in den notwendigen Lebensmitteln, die Ungleichmäßigkeit ihrer Verteilung haben eine erhebliche Steigerung der Preise allgemein als Begleiterscheinung zur Folge. Das feindliche wie neutrale Ausland haben mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen; die Preise gewisser Lebensbedürfnisse sind dort noch höher als bei uns. Ich habe aber auf diese Verhältnisse nicht hingewiesen, um etwa Mängel unserer Organisation zu entschuldigen, sondern es kam mir darauf an, daß die Ursachen dieser überall auftretenden ähnlichen Erscheinungen ganz verschieden sind, nicht nur in den einzelnen Ländern, sondern auch im Inlande.

Man kann der Schwierigkeit nur Herr werden, wenn man sich in jedem einzelnen Falle über die Ursachen klar ist. Im Auslande besteht ein freier Markt; die Meere sind offen, die Zufuhr aller Bedürfnisse ist frei; trotzdem finden wir die gleichen Erscheinungen wie bei uns. Im Inlande ist jede Zufuhr vom Auslande abgeschnitten, die Ernährung und Erhaltung der Bevölkerung ist allein auf das gestellt, was das Land hervorbringt. Die Freiheit der Meere hat England, Frankreich und Italien nicht vor den Schwierigkeiten bewahrt; aber die Stärke unserer eigenen Produktion und die Vortrefflichkeit der Organisation unserer inländischen Verhältnisse hat uns stärker gemacht als das Ausland. . . . Die ganze Bevölkerung muß in diese Organisation hinein mit dem festen Willen, aus ihnen herauszuholen, was aus ihnen herausgeholt werden kann. **Die ganze**

Bevölkerung muß an den Arbeiten, die diesen Organisationen gestellt sind, sich betätigen, durchglüht von dem Willen zu siegen, der ebenso im Innern wie nach außen allein die Bürgschaft für den Erfolg bildet.

62. Deutsche Mahnung.

Von Friedrich Fuchs.

Denk' jetzt nicht an dein eignes Los,
das dir grad' zugefallen!
Sei tapfer, Freund, sei stark und groß,
Krieg lastet hart auf allen!

Was gilt jetzt der und jener Mann?
Jetzt geht's um Millionen,
daß unsre Mit- und Nachwelt kann
in Ehr' und Frieden wohnen.

Vergiß die eigne schwere Last,
hilf treu für lange Zeiten
dem Volk, den Lieben, die du hast,
den Friedensweg bereiten!

Dann gießt dir Gott auch Kraft ins Herz
und läßt dich nicht versinken.
So trage freudig Last und Schmerz,
bis Friedenspalmen winken!

63. Das Fürstliche Konsistorium an die evangelischen Gemeinden.

Zum 31. Dezember 1916.

In der ernsten Lage, in der unser Vaterland sich augenblicklich befindet, wollen wir nicht unterlassen, uns an die unserer Leitung und Pflege anvertrauten Kirchengemeinden des Landes

zu wenden, um alle ihre Glieder nicht nur zu ausharrender Geduld, sondern auch zu tatkräftigem, opferwilligem Handeln aufzurufen.

Wir können Gott und Menschen nicht genug dafür danken, daß wir den Feind mit seinen Horden nicht im eigenen Lande haben. Aber unsere Väter, Brüder, Söhne, die im Felde dem Feinde und dem Tode ins Angesicht schauen, müssen noch ihr Leben für uns einsetzen. Alles, was wir selbst in der Heimat tun, leiden und opfern, ist gering gegen das, was unsere Truppen für uns geleistet haben und noch leisten. Es ist aber auch gering gegenüber den Gefahren, die dem Vaterland und uns allen drohen, wenn der Feind siegt: unsere Feinde wollen nicht weniger als die Zerreißung unseres Vaterlandes und die Schwächung, ja Vernichtung unserer Kraft auf allen Lebensgebieten. Den furchtbaren Folgen, die ein Gelingen ihrer Pläne für Leben, Besitz und Wohlsein aller haben müßte, würde auch nicht ein Einziger sich entziehen können. So kämpfen wir jetzt um unser eigenes Sein oder Nichtsein. Diesen Tatbestand mögen die Glieder unserer kirchlichen Gemeinden sich allezeit klar vor Augen halten. Es wäre ein schweres Unrecht gegen Volk und Vaterland, wenn wir, weichlichen und schwächlichen Regungen nachgebend, jetzt ein anderes Ziel haben wollten als: durchhalten und siegen.

Das Christentum ist die Religion der Liebe, und zwar deshalb, weil es auf das größte Opfer sich gründet, das je in der Welt gebracht worden ist. Unser Panier und Siegeszeichen ist das Kreuz. Darum beweisen wir uns als Christen, die wissen, was Liebe ist, nur dann, wenn wir unserem Heiland im Kreuztragen und Opfern nachfolgen. Lasset uns nicht lieben mit Worten, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit. Unter dies Apostelwort uns beugend und es kraftvoll in die Herzen und Gewissen rufend, bitten und ermahnen wir die Mitglieder unserer Kirchengemeinden ernstlich und dringend, vor den Opfern der Tat auch dann nicht zurückzuschrecken, wenn sie kräftig fühlbar werden.

Es handelt sich vor allem um die Ernährung des Volkes. Insbesondere muß die Ernährung der Arbeiter für die Heeresindustrie gesichert werden. Zu diesem Zweck muß jeder, der Lebensmittel besitzt oder hervorbringt, alles, was an Überschuß über seinen notwendigen Lebensbedarf vorhanden ist, gegen ausreichende Bezahlung an die Sammelstellen abliefern, damit es gleichmäßig zur Verteilung kommt. Die Ortsbehörden, wie auch die Pastoren und Lehrer, werden in dieser Beziehung mit Rat und Weisung im einzelnen gern behilflich sein. Alle Erlasse der Obrigkeit, deren die gegenwärtige Zeit so viele gebracht hat und bringen mußte, werden schließlich ohne den gewünschten Erfolg bleiben, wenn nicht das ernste, persönliche Verantwortlichkeitsgefühl jeden Einzelnen zur Tat treibt. Jetzt ist die Zeitlage so, daß wir nicht zu fragen haben: Was steht mir zu? sondern: Was kann und will ich von dem, das mir dem Buchstaben nach wohl zustehen würde, hingeben für die Allgemeinheit? Jeder Eigennutz bei der Schaffung und bei dem Verbrauch von Lebensmitteln muß aufhören. Die Liebe sucht nicht das Ihre, sondern das, was des andern ist. Landbewohner, Bürger, Handeltreibende und alle Stände, Herren und Hausfrauen, wie Knechte und Mägde, — sie alle mögen um des Vaterlandes und des Gewissens willen mit einander wetteifern in diesem Kampf, den wir in der Heimat für dasselbe hohe Ziel zu kämpfen haben, für das unsere tapferen Soldaten bluten und sterben.

Der Weltkrieg ist — das kann nicht oft genug ausgesprochen werden — nicht nur ein Streit der Waffen, in dem Gewalt gegen Gewalt steht. Er ist auch ein geistiger Kampf. In ihm muß und wird es sich entscheiden, ob die starken, christlich sittlichen Lebenskräfte, die unser deutsches Volk noch in sich hat, den finsteren Geist aus dem Abgrund, des Rüstung List und Lüge ist, zu überwinden vermögen. Darum rüstet euch, ihr Christenleute! Rüstet euch mit dem Geist der Kraft und der Liebe und der Zucht! Das Vaterland bedarf unser, und Gott will, daß wir unsern Glauben beweisen in guten Werken. Wenn wir mit Gottes Hilfe durch den Sieg unsers Vaterlandes werden zum

Frieden gekommen sein, dann muß uns allen, nicht nur den mit der Waffe kämpfenden Volksgenossen, das Zeugnis gegeben werden: Sie haben getan, was sie konnten. Nach diesem Grundsatz prüfe jeder sich selbst. Und nun auf zur Tat, auf zum Opfern! Gott helfe uns!

64. Eiserne Zeit.

Mit eisernem Schritte schreitet die Zeit.
Findet sie würdig uns, stark und bereit?
Findet sie reif uns, den Frieden zu bringen
nach letztem grausiggrimmigen Streit,
nach völkerzermalmendem Ringen,
die eiserne Zeit?

Mein Volk, noch gilt es eiserne Wacht;
noch droht und lauert des Feindes Macht,
der fest und fester den Ring um uns schloß,
Lüge und Hunger sein Bundesgenoß.
Kann er uns frei mit dem Schwerte nicht fällen,
hetzt er uns in den Rücken
immer neue Diebesgesellen,
uns zu erdrücken,
uns niederzuzwingen aufs Knie. —

Nimmer und nie
soll ihm das glücken!
Wenn wir treu bis zum letzten kämpfen,
wenn wir Kleinmut und Selbstsucht dämpfen,
wenn wir ohne Murren und Wanken
ausharren in dem einen Gedanken:
Deutschland, mein Deutschland, darfst nimmer verderben!
Dein bin ich im Leben, dein bin ich im Sterben;
dir bleib' ich geweiht
auch im letzten entscheidenden Streit. —

Dann können wir stolz in künftigen Tagen
singen und sagen:
Sie fand uns würdig, stark und bereit,
Die größte, die eiserne Zeit.

Landstrm. Prof. Dr. Ernst Weißbrodt.

65. Der Kaiser bei den Feldgeistlichen.

Im April 1916 kamen auf den Ruf des Feldoberpfarrers Dr. Goens die Feldgeistlichen im Hauptquartier zusammen. 73 Feldgeistliche fanden sich ein, auch der Kaiser erschien in ihrer Mitte mit dem Ausdruck liebenswürdigster Güte begrüßte er sie. Lebendig und ungezwungen, bald ernst und nachdrücklich, aber immer bestimmt sprach er etwa eine halbe Stunde mit ihnen. Er sagte ihnen: „Es ist eine Zeit der Sichtung. . . . Der Weltkrieg scheidet die Spreu vom Weizen. . . . Sie, meine Herren, haben die Aufgabe, daran zu arbeiten, daß das deutsche Volk lernt, sich auf sich selbst zu besinnen und diese Zeit als Prüfungszeit hinzunehmen. Wir brauchen praktisches Christentum. Nehmen Sie den Herrn Jesus nur einfach nach dem, was er gesprochen und getan hat. Man muß mit dem Herrn leben. . . . Denken Sie sich, der Herr träte in einem Augenblicke in die Türe; könnten wir ihm in die Augen sehen? Mit Spazierengehen in die Kirche alle acht Tage einmal ist es nicht getan. Man muß sich täglich mit dem Herrn beschäftigen. Er muß zum Maßstab für unser Leben werden. Nehmen Sie sich immer wieder vor, die Worte des Herrn für das alltägliche Leben nutzbar zu machen. . . . Die Person des Herrn, die jetzt ganz entschieden, vielleicht richtend durch die Welt schreitet, sollen Sie uns sehen lassen. Sie sollen dieselbe vergegenwärtigen, neu zeigen. . . . Jedenfalls wird es der größte Gewinn für unser Volk sein, daß es den Blick auf den Herrn zurückgewonnen, daß es begriffen hat, man kommt ohne ihn nicht aus, man muß mit ihm rechnen. Die Neigung zum Nörgeln und Kritisieren könnte unser Volk um den inneren Gewinn des Krieges bringen. — Ich habe es mir oft durch den Kopf

gehen lassen, wie dem abzuhelfen sei. Von außen ist nichts zu machen. Man muß innerlich ausgeglichen sein; dann hat man ein Gleichgewicht in schlimmen Tagen, und was oft noch schwerer ist, in guten Tagen."

So ernst und fromm sprach der, dem so viel Macht gegeben ist über unser und der Völker Schicksal. Er zeigte sich als Seelsorger seines Volkes, als Vater der Kirche.

66. Die Kaiserin im Lazarett.

(Aus dem Daheim.)

Wenn die Kaiserin unser Lazarett besieht, so kommt sie unangemeldet, das heißt, ihr Besuch wird der Lazarettverwaltung etwa eine halbe Stunde vor ihrer Ankunft vom Hofmarschallamt mitgeteilt, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß Ihre Majestät keinen „Empfang" wünscht. Natürlich ist das viel hübscher und zwangloser, als wenn wir etwa tagelang Zeit hätten, große Vorbereitungen zu treffen, die doch meist steif und förmlich ausfallen. Allerdings entstand bei dem letzten Besuch, den wir vor wenigen Tagen hatten, durch das unvorbereitete Erscheinen insofern eine gewisse Verlegenheit, als unsere Oberschwester gerade ihren „freien Nachmittag" hatte und nun notgedrungen unsere älteste Schwester, ein liebes altes Jungferchen ohne jede Weltgewandtheit, mit unserer Führung betraut werden mußte. Schwester Lenchens Gesicht strahlte vor Seligkeit in allen Fältchen, als sie Ihrer Majestät vorgestellt wurde, und sie brachte sogar einen kümmerlichen Hofknicks zustande. Als aber die Kaiserin ihr die Hand reichte, drückte sie sie ihr treuherzig, ohne den leisesten Versuch eines Handkusses. (Wir andern standen vor Schreck über diese Entgleisung wie versteinert.) Die Kaiserin aber ging mit reizendem Lächeln über den Verstoß hinweg. Übrigens kommt eine eigentliche „Führung" der Kaiserin im Lazarett nicht in Frage, denn sie bedarf wahrlich den Verwundeten gegenüber einer Vermitt-

lung nicht. Wir Schwestern müssen im Gegenteil stets zurücktreten, damit die Kranken ihr ganz unbefangen auf ihre eingehenden und herzlichen Fragen antworten.

Wie sie es versteht, das Vertrauen jedes einzelnen unserer Leute zu gewinnen, geht wohl am besten aus folgendem hervor: In meiner früheren Station lag ein Schuhmachergeselle, der sich für einen grofzen Weltverbesserer hielt, was ihn aber nicht gehindert hat, 1½ Jahr lang im Schützengraben seine Schuldigkeit zu tun. Nun er mit einem Hüftenschufz wieder im Lande war, schimpfte er wacker auf alles, — einfach auf alles! — und machte unsere anderen Leute mit seinen unverdauten Reden wild. Man kann sich denken, dafz ich dem Verhalten dieses meines Pfleglings beim Besuch der Kaiserin mit geteilten Gefühlen entgegensah. Er lag dann auch mit sehr unbehaglichem Gesicht da, als sie an sein Bett trat, und antwortete zunächst sehr zögernd. Aber bei ihren gewinnenden Fragen erhellte sich die finstere Miene zusehends, und bald erzählte er bereitwillig allerlei Erlebnisse aus dem Felde und aus seinem Vorleben. Es war die reinste Hexerei — und eine sehr nachhaltige, denn als die Kaiserin den Raum verlassen hatte, rief er mich und zeigte mir strahlend das Bild des Kaisers und den Lorbeerzweig, den sie ihm geschenkt hatte. „Na, — Krüger" — sagte ich nickend, „und wo ist nun der Hafz auf alle gekrönten Häupter geblieben?" — — „Ach Jott, — Schwester", antwortete er ohne jede Verlegenheit. „Wo konnte ick denn denken, det det so 'ne herzensjute Frau is?! — Sie sind ja soweit noch janz nett und jeben sich alle Miehe, — aber Sie finden eben nich so den Ton, uff den unsereiner hört. Den hat die Majestät'n janz von Natur, und dadruff kommt alles an. Hier is 'n Jroschen. Wenn Sie heute nach Hause jehn, bringen Sie mir aus 'n Papierladen ne Ansichtskarte von de Kaiserin mit. Ick will se hier mit ihm zusammen uff'n Nachttisch zu stehen haben." Von Stund' an hatten wir Ruhe vor allen Weltverbesserern. —

Ebenso erkundigt sie sich bei jedem Besuch, wie eine rechte Mutter, bei den Schwerverwundeten, ob sie auch gut gebettet sind, und wenn ihr irgend etwas an der Bequemlichkeit so eines armen Jungen zu fehlen scheint, dann trifft bestimmt noch am selben Tage ein schönes weiches Kissen, ein Lesepult oder was eben sonst gut für ihn ist, aus dem Neuen Palais ein. Einen so recht schlagenden Beweis dafür, wie sehr die Kaiserin sich das Wohl und Wehe ihrer feldgrauen Schützlinge angelegen sein lässt, hatten wir gerade jetzt. Zu unsern Pfleglingen gehört augenblicklich ein älterer Armierungssoldat aus Rheydt bei Düsseldorf, der zu Hause Frau und zwei Kinder hat. Der Mann mufzte eine schwere Nasenoperation bei uns durchmachen und durfte eben aufzer Bett sein, als die Kaiserin zu uns kam. Im Laufe des Gesprächs, das sie mit ihm hatte, erfuhr sie, dafz Th. seine Familie nicht mehr gesehen hatte, seit er Soldat ist, und dafz inzwischen seine beiden jüngsten Kinder, Zwillinge, gestorben sind. Warm und herzlich sagte die Kaiserin: „Oh, das ist freilich schlimm, namentlich für Ihre arme Frau. Kann sie denn nicht mal auf ein paar Tage zu Besuch zu Ihnen kommen?“ Th. erklärte bescheiden, dafz die Mittel zu einer so weiten Reise nicht vorhanden seien. Da meinte die Kaiserin: „Nun, vielleicht läfzt es sich doch einrichten! — Ich will mal sehen!“ Schon im Begriff, zum nächsten Bett zu gehen, wandte sie sich in ihrer elastischen Weise noch einmal zurück und fragte den ganz verdutzten Mann: „Wie alt sind Ihre beiden Jungen doch?“ — „Neun und sieben Jahre, Ew. Majestät,“ antwortete er. „Nun, dann sind sie schon grofz genug, dafz sie ein paar Tage bei Verwandten bleiben können!“ Wir alle, die wir dem kleinen Gespräch beigewohnt hatten, rätselten natürlich an den Worten Ihrer Majestät herum, und Th. fragte immer wieder: „Schwester — was kann sie wohl gemeint haben?“ — Wir sollten nicht lange im Dunkeln darüber bleiben.

Kaum eine Stunde, nachdem unser hoher Besuch das Lazarett verlassen hatte, kam der Hausinspektor eilig in die

Station: „Th. — das Hofmarschallamt der Kaiserin fragt telephonisch nach der Adresse Ihrer Frau. Schreiben Sie sie schnell auf.“ Der ganz verwirrte Mann konnte kaum den Bleistift halten. Am Abend des nächsten Tages aber hatte er schon einen Eilbrief seiner Frau in Händen, der glücklich verkündete, es seien ihr im Auftrage der Kaiserin 40 Mark überwiesen worden, damit sie zu ihm reisen könne. Sie werde nun die Kinder bei Bekannten unterbringen und dann sofort kommen. — Das Glück unseres guten Th. kannte keine Grenzen, und natürlich freute sich das ganze Lazarett mit ihm. Heute ist seine Frau, eine kleine, nette, bescheidene Rheinländerin, eingetroffen, und ich wünschte nur, daſz die Stifterin dieses glückseligen Wiedersehens sich selbst an der rührenden Freude der beiden Leutchen weiden könnte. So sind die Besuche unserer Kaiserin wahrhafte Lichtblicke im Lazarettleben, und jeder wird nach den kleinen Erlebnissen, die ich hier erzählen konnte, verstehen, daſz alle Augen aufleuchten, wenn es heiſzt: „Die Kaiserin kommt!“

67. Züge aus dem Leben unseres Fürsten.

I.

Bei der Mobilmachung.

Als im August 1914 die allgemeine Mobilmachung erfolgte, wurden auch nach Detmold zum fürstlichen Bataillon ganze Scharen von Reservisten eingezogen. Da entwickelte sich bis zur Verabschiedung auf dem Kaiser Wilhelm-Platz ein bunt bewegtes Leben in der Stadt. In einer Kaserne erhielten die Soldaten ihre zahlreichen Ausrüstungsgegenstände, die sie verpaßten und einpackten. In einer anderen erfolgte eine ärztliche Untersuchung der Einberufenen; wieder andere Reservisten wurden zum Baden geführt. Der Landesvater, der zur Verabschiedung kam, hatte es sich nicht nehmen lassen, auch persönlich, begleitet von den Herren seines unmittelbaren Dienstes, einen Einblick in alle Vorbereitungen zum Ausmarsch zu tun. Besonderen Ein-

druck machte auf ihn der Anblick der in Gesundheit und Kraft zur ärztlichen Untersuchung angetretenen jungen Männer. Als er von der Besichtigung ins Schloß zurückkehrte, sprach er ergriffen zu einem Herrn seiner Begleitung: „Ach, so viel blühendes Leben muß ich jetzt dahingeben!" Es war ihm, als stände er an der Stelle all' der Väter, die ihre Söhne ausziehen ließen; so warm und tief empfand er mit ihnen.

II.

In der Nähe von Reims.

Es war im Oktober 1914. Die deutschen Truppen standen vor Reims. Sie konnten sich aber nicht genug vor französischen Spionen hüten. Zahlreiche verborgene Telephone wurden von zurückgebliebenen Franzosen benutzt, um Mitteilungen an die französische Heeresleitung gelangen zu lassen. Selbst Geistliche benutzten bei ihren kirchlichen Handlungen solche Telephone. Nun war unser Fürst zum Besuch seiner Landeskinder ins Feld gereist. In der Nähe von Reims wurde ihm sein Bataillon vorgeführt. Unter kräftigen Klängen der Feldmusik marschierte es an ihm vorbei. Sämtliche höheren Offiziere, denen es unterstellt war, bis zum Kommandierenden General waren zugegen. Der Vorbeimarsch und die Begrüßung verliefen aufs feierlichste. Dann ging der Fürst zu den Verwundeten. Aber kaum war er fortgegangen, als die feindliche Artillerie, offenbar auf geheimem Wege von der Anwesenheit des hohen Herrn und der vielen Offiziere benachrichtigt, schwere Granaten genau nach der Stelle schoß, wo soeben die Begrüßung stattgefunden hatte. Wie durch ein Wunder waren die Granaten zu spät gekommen und der Fürst und seine Begleiter gerettet.

III.

Am Grabe eines verdienten Offiziers.

Beim Besuch seiner Landeskinder an der Front erfuhr der Fürst, daß der Hauptmann Voigts, den er wegen seiner Tüchtigkeit und ritterlichen Art hochschätzte, in der Nähe der Zuckerfabrik von Guignicourt sein Grab gefunden habe. Um diesen verdienten

Offizier, der auch schon in Südwestafrika ruhmreich gekämpft hatte, noch eine besondere Ehre zu erweisen, beschloß der Fürst, sein Grab persönlich aufzusuchen und dort Blumen aus der lippischen Heimat niederzulegen. Mit Sr. Durchlaucht gingen die Herren seines unmittelbaren Gefolges aus Detmold und der Regimentskommandeur Oberstleutnant von Gottberg. Auf dem Wege geriet der Fürst mit seiner Begleitung plötzlich in schweres Artilleriefeuer. Angesichts dieser großen Gefahr für den Landesherrn machten ihm seine Begleiter den Vorschlag, daß sie die Blumen für Se. Durchlaucht niederlegen wollten. Aber der Fürst erwiderte, er wolle selbst zum Grabe gehen, um zu zeigen, wie hoch er den Hauptmann Voigts schätze. Als die Gefahr noch größer wurde, machten die Herren darauf aufmerksam, daß der Weg noch weit sei. Da lächelte der Fürst, der ihre Gedanken wohl erriet, und meinte, so müde sei er noch nicht, um nicht das Stückchen Weg mehr zurücklegen zu können. Durch das heftige Granatfeuer ging er nun mit seinem Gefolge zum Grabe, legte die Blumen nieder und verrichtete ein stilles Gebet. Zum Glück konnte er unverletzt in sein Quartier zurückkehren.

IV.

Weihnachtsfeier an der Front.

Zu Weihnachten 1914 besuchte der Fürst sein Bataillon an der Front, das in der Nähe von La Bassée stand. Dort tobte gerade ein gewaltiger Kampf. In der arg zerschossenen Kirche von Fournes bei La Bassée wurden für den Landesherrn seine Landeskinder versammelt. Hier fand eine sinnige Weihnachtsfeier statt. Diese Feier gestaltete sich dadurch besonders eindrucksvoll, daß Fürst Leopold nicht nur Geschenke aus der Heimat, sondern auch Tannenbäume aus dem Teutoburger Walde mitgebracht hatte. Festlich geschmückt und geputzt hatten diese ihren Platz am Altar der Kirche gefunden. Es sollte den Lippern an diesem Feste möglichst heimatlich zu Mute werden. Da sie nicht nach der Heimat hatten kommen können, hatte der Landesvater die Heimat zu ihnen an die Front gebracht. Die Andacht hielt ein

als Feldgeistlicher hinausgezogener lippischer Pastor. Während draußen die Kanonen donnerten, vereinigten sich drinnen die Herzen des Fürsten und seiner Untertanen zu stillem Gebet. Diese Feier wird allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben.

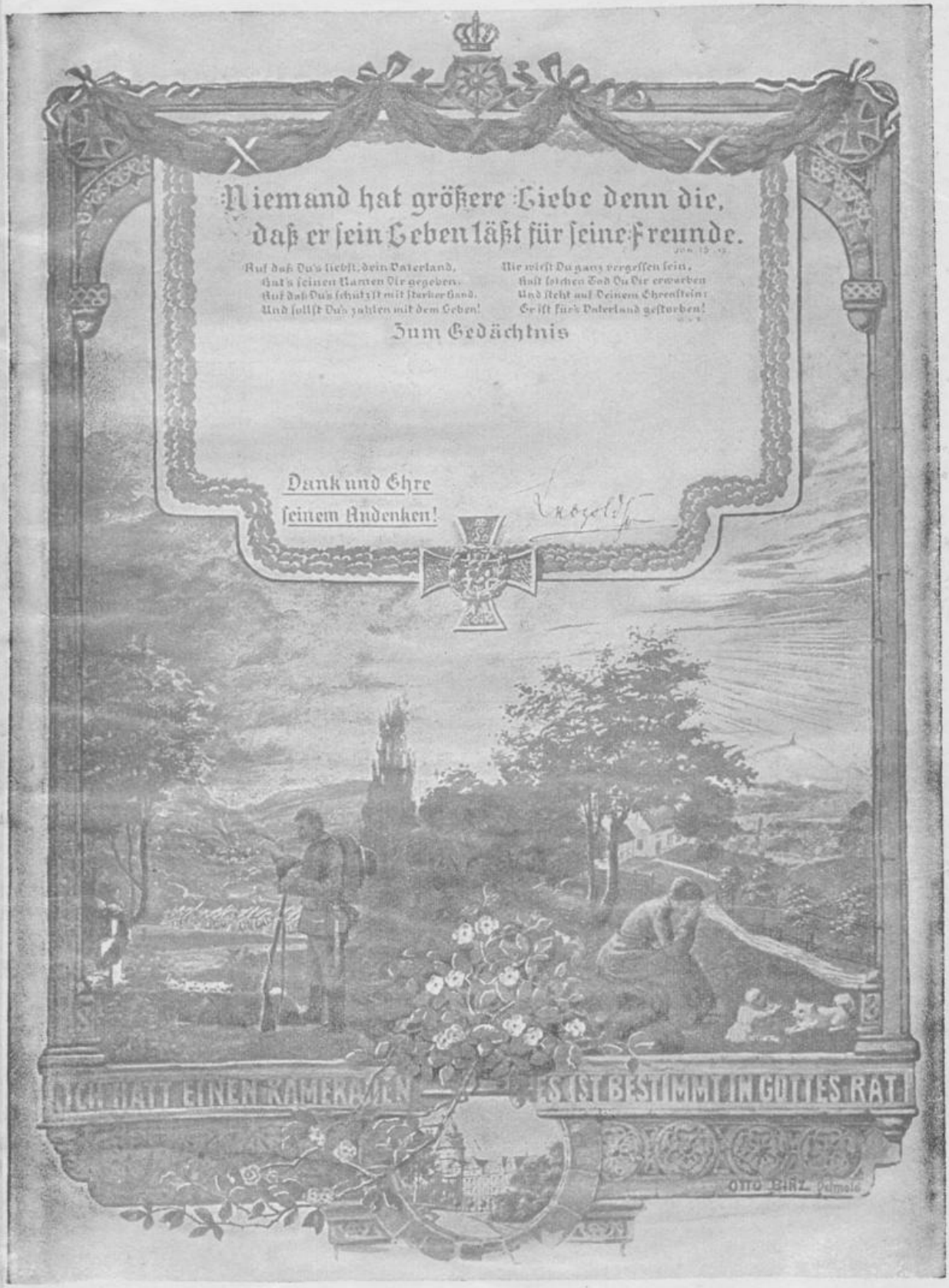
68. Unsere Fürstin im Weltkriege.

Wie sich unser Fürst an der Front und daheim allen tapferen Feldgrauen unseres Landes unermüdlich als treuer Landesvater zeigt, so sieht es Ihre Hoheit die Fürstin Bertha als ihre große Aufgabe an, auch im Kriege eine treue Landesmutter zu sein.

Schon gleich zu Anfang des Krieges stellten die fürstlichen Herrschaften das große, schöne Palais für den Lazarettbetrieb zur Verfügung und trafen in demselben alle für ein Lazarett erforderlichen Einrichtungen.

Begleitet von den Personen ihres unmittelbaren Dienstes besucht die Fürstin nahezu regelmäßig in jeder Woche bald dieses bald jenes Lazarett, um dort den Verwundeten und Kranken durch ihren Besuch Trost zu spenden, Freude zu bereiten, Tränen zu trocknen und Leid zu lindern. Dazu läßt sie überall, wo es ihr geeignet erscheint, Liebesgaben, stärkende Mittel und Weine verteilen, und erkundigt sich nach den persönlichen Verhältnissen der Verwundeten. Besonders bemüht sie sich zu den großen christlichen Festen um sie. Am letzten Weihnachtsfeste kam sie mit den Prinzen und der Prinzessin in die einzelnen Lazarette, nahm an den veranstalteten Weihnachtsfeiern teil und verteilte dann nicht nur selber hübsch verpackte Geschenke an die Verwundeten, sondern ließ auch solche von ihren Kindern überreichen. Welche große Freude dies bei den Beschenkten hervorrief, läßt sich nicht beschreiben.

Am meisten wirkt sie aber in der Stille. Wie viele bedürftige Familien von Kriegern sie schon unterstützt, wie vielen Invaliden sie schon künstliche Glieder verschafft hat, ist in der großen Öffentlichkeit nicht bekannt geworden. Sie ist immer bereit zu helfen und zu geben, wo sie von Not hört, und die Summen, die sie für solche Liebestätigkeit ausgibt, gehen in die Tausende.



Das Fürstliche Gedenkblatt für die Angehörigen gefallener lippischer Krieger.

Landesbibliothek Detmold



Die Feier der Einweihung des Denkmals der 256er.

1. Major Richter. 2. Hauptmann Crone, 3. Se. Durchl. Erbprinz Ernst zur Lippe, 4. Se. Hochf. Durchl. Fürst Leopold zur Lippe, 5. Se. Durchl. Prinz Leopold Bernhard zur Lippe, 6. Flügeladjutant Hauptmann v. Natzmer, 7. Staatsminister Biedenweg, 8. Ordonnanzoffizier Oberleutnant v. Collani, 9. Geh. Kabinettsrat Prof. Dr. Georg v. Eppstein, 10. Kammerherr v. Gustedt, 11. Major Wittje, 12. Hauptmann Baldenecker.

Landesbibliothek Detmold

Zusammen mit ihrem hohen Herrn Gemahl hat sie auch den Hinterbliebenen der Gefallenen ihre landesmütterliche Fürsorge zugewandt, und zum Totensonntag 1915 den zahlreichen in Trauer versetzten Frauen ein künstlerisches Trostblatt mit eigener Unterschrift gewidmet.

69. Das Gedenkblatt unseres Fürsten.

Durch Höchsten Erlaß vom 19. April 1916 hat unser gnädigster Landesherr mit zu Herzen gehenden Worten den gefallenen Helden unseres Landes ein Gedenkblatt gestiftet. In diesem Höchsten Erlaß sagt Fürst Leopold wörtlich folgendes:

„Mit Alldeutschlands Söhnen sind auch viele Tausende Meiner braven Lipper gen Ost und West gezogen, die Grenzen des Reiches zu schirmen, die teure Heimat zu verteidigen. Tausende Meiner Landeskinder haben ihre Treue gegen Mich, ihre Treue und Liebe für die herrliche lippische Heimat und unser teueres deutsches Vaterland mit dem Heldentode besiegelt.

Ihnen, die gekämpft und gelitten haben, die in froher Jugend und in der Blüte der Mannesjahre in fremder, durch sie geweihter Erde ein frühes Heldengrab gefunden haben, will Ich durch ein den trauernden Angehörigen ausgehändigtes Gedenkblatt ein Erinnerungszeichen widmen.

Den früh vollendeten Helden, deren Pflichttreue bis zum Tode nie vergessen werden wird, möge es Mein letzter Gruß sein, die Hinterbliebenen der Verewigten Meiner herzlichsten, nie endenden Teilnahme versichern.

Gegeben Detmold, Residenzschloß, 19. April 1916.

Leopold."

Von den Höchsten Orts vorgelegten Entwürfen erhielt der bekannte Maler Otto Binz in Detmold den Auftrag, seinen Entwurf, wie er im Bilde verkleinert dargestellt ist, auszuführen. Der Künstler hat sich dieser Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit des hohen Stifters entledigt. Das Gedenkblatt, im Fünffarbendruck hergestellt, zeigt uns links den Kameraden, wie

er auf dem Schlachtfelde in Feindesland von dem Grabe seines Kampfgenossen Abschied nimmt. Über der Abschiedsszene ziehen dunkle Wolken herauf, die auf der anderen Hälfte des Blattes von der Abendsonne überstrahlt werden. Ein liebliches lippisches Tal liegt im Sonnenschein. Am Wegerand sitzt eine trauernde Gattin und vor ihr das mit dem Hündchen spielende Kind, die glückverheißende Zukunft verkörpernd! In der Mitte des Kunstblattes überrankt ein wilder Rosenstrauch unser altes ehrwürdiges Residenzschloß. Den oberen Teil füllt ein Schriftfeld aus, das den bekannten Spruch aus Johannes 15 Vers 13 enthält, unter welchem ein stimmungsvolles Gedicht des Chefs des Fürstlichen Geheimen Zivil-Kabinetts steht. Der übrige Raum ist zum Eindruck des Namens, Geburts- und Sterbetages der gefallenen Helden bestimmt. Das Ganze wird durch ausgeschmücktes Mauerwerk umrahmt.

Die Pastoren des Landes sind durch den durchlauchtigsten Fürsten mit der Verteilung der Gedenkblätter an die Hinterbliebenen beauftragt. Es war ein glücklicher Gedanke, das Andenken an die gefallenen Kämpfer unseres Landes auch in dieser Weise zu verewigen. In den Wohnungen des lippischen Landes wird diesem Gedenkblatte des regierenden Fürsten Jahrzehnte und Jahrhunderte ein Ort liebevoller Aufbewahrung zur Erinnerung an das Heldentum unserer gefallenen Landessöhne beschieden sein.

Für die invaliden Helden des Landes und die nichtversorgten Hinterbliebenen gefallener Landeskinder hat der Fürst zweimal 100 000 Mark gestiftet.

70. Lied der Zurückgebliebenen.

Was steht ihr am Grabe
mit weinendem Blick?
Laßt Gott seine Gabe
und tretet zurück, —
von ihm ist das Leben
zur Erde gekommen,

von Stürmen und Stößen umtobt;
der Herr hat's gegeben,
der Herr hat's genommen,
der Name des Herrn sei gelobt!

Schaut auf zu den Sternen,
dort glänzt euer Glück,
in ewige Fernen
kehrt einst ihr zurück,
aus wanderndem Leben
zur Heimat gekommen,
durch göttliches Leiden erprobt; —
der Herr hat's gegeben,
der Herr hat's genommen,
der Name des Herrn sei gelobt!

Börries Freiher von Münchhausen.

71. Durchhalten und siegen.

Von Hermann Priebe, Berlin-Grunewald.

Generalfeldmarschall von Hindenburg hat kürzlich für eine kleine Kriegsschrift das neue Wort geprägt: „Auch in der Heimat heißt es „Durchhalten und siegen", sonst bleibt alles nur halbe Arbeit!"

Wir waren bisher daran gewöhnt, als die Kriegspflicht der Heimat nur das „Durchhalten" zu fordern. Der Mann, in dessen Händen wir das Geschick unseres Volkes sicher geborgen wissen, fordert mehr von uns: Durchhalten und siegen! Also nicht nur mit Ach und Krach gerade so durchhalten und durchkommen, auch nicht nur durchhalten bis zum Siege unserer Heere, sondern durchhalten und siegen!

Auch wir in der Heimat schlagen eine große Schlacht. Ein Riesenkampf mit Riesenmächten tobt hier im deutschen Lande. Ungeheure Schwierigkeiten und Nöte stürmen gegen uns an. Bis auf den letzten Mann, bis auf das kleinste Kind ist das Heimatheer zum Kampf dagegen aufgeboten. Seit Monaten wogt der

Kampf hin und her. Heiß wird gestritten. Wir ringen um unser Leben. „Durchhalten! durchhalten!" haben wir uns immer wieder zugerufen. Durchhalten: sonst ist die saure Blutarbeit unserer Feldgrauen umsonst gewesen. Geht die Schlacht in der Heimat verloren, so bringen wir unsere Brüder an der Front um ihre Siegesfrüchte. Durchhalten und siegen! Der Himmel bewahre uns vor einem unentschiedenen Ausgang. Siegen wollen wir in der Heimat über unsere Kriegsnöte. Der Sieg auf dem Schlachtfeld muß durch den vollen Sieg in der Heimat ergänzt werden. „Sonst bleibt alles nur halbe Arbeit." Durchhalten und siegen: dann gibt es ein Kriegsende, einen Frieden, über den alle guten deutschen Geister jauchzen werden, für den uns die spätesten Enkel noch segnen werden. Also die Hindenburglosung für die Kriegspflichten der Heimat: Durchhalten und siegen!

Siegen wollen wir über die Ernährungsnöte. Sie sind gegenwärtig unsere schlimmsten Feinde. Sie stellen täglich ungeheure Ansprüche an unsere Widerstandskraft, unsere Erfindungsgabe, unsere Selbstsucht, unseren Gemeinsinn, unsere Vaterlandsliebe. Entbehren lernen, Zucht üben, sich einrichten, mit wenigem zufrieden sein, an die Volksgenossen denken, das Wohl des Ganzen über das eigene Behagen stellen, wird von uns allen in immer steigendem Maße verlangt. Und es geht, wenn wir wollen. Es muß gehen. Wir dürfen unsere Brüder draußen nicht im Stiche lassen. Sie rechnen auf uns. Sie müssen sich fest darauf verlassen können, daß wir mit unseren Wirtschaftsnöten fertig werden. Darum beim Essen und Trinken, bei der Sorge um unser täglich Brot, am Tische vor den Kindern, in der Küche, unter den Freunden unermüdlich das Gebot der Stunde ausgeben: Durchhalten und siegen!

Siegen wollen wir über das Leid und den Schmerz. Wie eine ungeheure Wolke liegt der Schmerz um die Gefallenen auf unserem Volke. Tausende von seinen besten Söhnen sind erschlagen. Kaum ein Haus, wo nicht die Kriegstrauer einkehrte. Der Schmerz zehrt an unserer Kraft. Die Herzen wollen hie und da matt werden. Eine begreifliche Wehleidigkeit will den Mut lähmen. Aber nur

das nicht! Um des starken Friedens, der kommen soll, um unserer kämpfenden Brüder an der Front willen nicht! Ein starkes, opferbereites, unerschrockenes Volk, müssen wir hinter ihnen stehen. Die Leidensscheu muß überwunden werden! Der Sieg unserer Truppen fordert noch weitere blutige Opfer. Willig wollen wir sie bringen als ein Volk von Helden, als Sieger über das Leid und den Schmerz.

Siegen wollen wir über alle anderen Kriegsnöte und Schwierigkeiten. Gewiß, die Reisen sind jetzt beschwerlich, die Zeitungen kommen verspätet oder gar nicht an, die Heizung in den Häusern stockt oder versagt zuweilen. Wir müssen es überwinden ohne Murren und Jammern. Hindenburg braucht den letzten Mann, um den Krieg zu einem herrlichen Ende zu führen. Da muß uns alles andere, Zeitung, Heizung, Post und Reise oder was uns sonst beschwerlich wird, eine Lumperei sein. Siegen wollen wir! Und zwar gründlich und bald siegen! Und darum wollen auch wir in der Heimat siegen, wollen den verwöhnten, bequem gewordenen Kulturmenschen in uns besiegen. Nur nicht auf das erbärmliche kleine Ich hören, sondern an das Vaterland, an unsere herrlichen Truppen, an den starken deutschen Frieden, den wir erwarten, denken, dann geht alles. Siegen wollen wir!

Siegen wollen wir mit allen Waffen, die wir in der Heimat haben. Auch das Geld ist eine Waffe. Wir sind es unseren kämpfenden Brüdern schuldig, den letzten Spargroschen dem Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Und unsere ganze Kraft wollen wir einsetzen, um die Gewissen zu schärfen, die Säumigen heranzuholen und die Schwerfälligen willig zu machen. Das ist Vaterlandsdienst für das Heimatheer. Siegen wollen wir auch mit dem Gelde.

Siegen wollen wir hier in der Heimat über alles, was unser Volk schlecht machen will. Draußen kämpfen unsere Brüder mit dem Gesindel, aus aller Welt zusammengeholt. Wir kämpfen mit einem anderen Gesindel, mit dem gemeinsten Treiben der Menschennatur, mit der Geldgier, dem Wucher, der Gewinnsucht, der Selbstsucht. Scham und Zorn röten unser Gesicht, wenn wir an das denken, was wir erlebt haben. Und daneben noch immer soviel

undeutsche Art, soviel erbärmliche Auslandsschwäche, soviel leichtfertige Genußsucht, soviel Mangel an Ernst und Würde, soviel elende Kirchturmweisheit und kleinliche Bierbankpolitik. Gewiß: das sind Ausnahmen. Das ganze große Volk hat sich würdig benommen und lebt mit seinen Gedanken bei seinen tapferen Söhnen draußen. Aber wir wollen auch über diese Ausnahmen siegen. Jede Gefahr, die unserem Volke aus seiner eigenen Seele droht, wollen wir im Keim ersticken. Als ein einiges, gottesfürchtiges, sittlich tüchtiges und gesundes, opferfreudiges, kampffrohes und siegesgewisses Volk wollen wir dastehen. So wollen wir nicht nur dastehen, sondern tapfer auf unserem heimatlichen Schlachtfeld mitkämpfen, nicht nur kämpfen, sondern durchhalten bis zum Ende, nicht nur durchhalten, sondern siegen!

Ungeheures wird damit von dem einzelnen verlangt. Jeder muß seinen Platz so ausfüllen, als hinge von ihm allein der Ausgang des Krieges ab: Durchhalten und siegen.

Unser herrliches Heer steht vor neuen schweren Kämpfen. Bald werden die Kanonen auf allen Fronten losbrüllen. Unsere Brüder werden siegen. Unerschütterlich ist unsere Zuversicht, unser Glaube an den deutschen Sieg. Gott aber sei gedankt: nicht in Ängsten lebend, nicht in zermarternder Untätigkeit sollen wir hier in der Heimat auf den Sieg warten. Sondern unsere ganze Tatkraft dürfen auch wir in den kommenden Monaten für den vollen Sieg unseres Volkes einsetzen. Das ist unsere herrliche Berufung. Wir können nicht höher geehrt werden als durch das Hindenburgwort: Durchhalten und siegen! Auf diesen Ruf sind wir eingeschworen. Er wird unser Kampfgeschrei in der Heimat. Mit ihm machen wir ganze Arbeit, wie Hindenburg es fordert. Darum:

Durchhalten und siegen!

72. Dann!

Und wenn ihr dann über die Erde geht,
die deutsche Erde,
und einmal umschauend stille steht
und die Wiese bunt und das Feld hoch seht —

dann tut euer Herz einen doppelten Schlag,
dann feiert ihr euern Erntetag —:
Dann faßt an die Blume und faßt an das Korn
und faßt an die Erde, der Fülle Born,
dann laßt dies Wort eurem Herzen entsteigen,
und alle anderen werden tief schweigen —:
„Das wahrte ich mit!
Das schuf ich mit!
Das tiefe, reiche deutsche Gut,
das ist mein Blut!"
— Das ist dein Blut!

Und wenn ihr dann durch die Dörfer geht,
die deutschen Städte und Dörfer,
und vor einem der warmen Häuser steht,
daraus der Atem der Heimat weht,
und blaue Augen hüten
hinter den Fenstern die Blüten —
dann tritt an das Haus und rühr an die Wand,
dann fühl's und sprich's: Das tat meine Hand!
Daß du so stehst in den blauen Tag,
das kommt, weil ich Monde am Boden lag;
daß deine Fenster so blinken,
das tat mein nachtoffenes Auge und Ohr
und die Hand, die fast ans Eisen mir fror —
viel Tausende mußten drum sinken."
So stehe, du Deutscher, gegründet, gestrafft:
„Das tat meine Kraft!"
Das tat deine Kraft!
— Wie reich hast du dir dein Leben geschafft!

Richard Fischer.

16200604

Lippische Landesbibliothek
04433470

